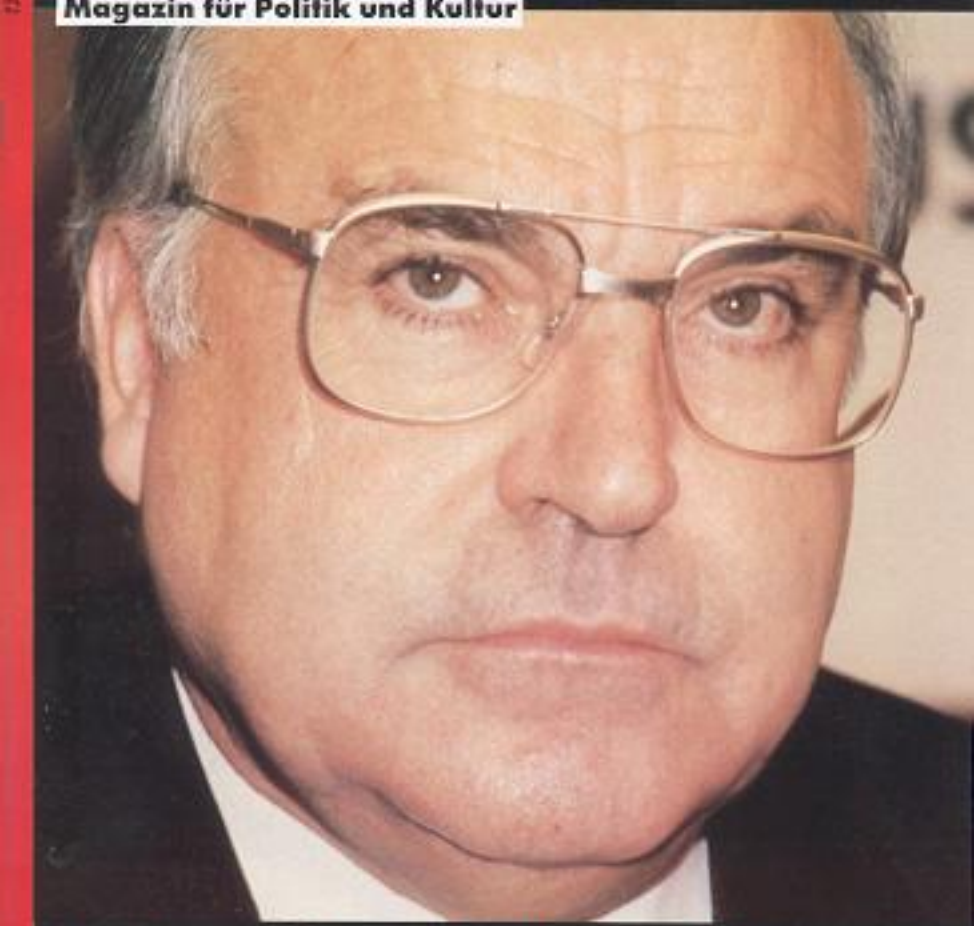
HEFT 7 JULI 1986 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

AIDS im »Spiegel«

Spaniens Himmel breitet seine Sterne



RESTRISIKO

in konkret Juli 1986

von Konkret

Buch des Monats: Noch ordentlicher in die Katastrophe von Detlef zum Winkel
Traube, Duve, Eppler und einige andere über die Konsequenzen aus Tschernobyl

an Konkret

Restrisikohl: ein Super-Rau von Hermann L. Gremliza

»Da habt ihr nicht getrauert« von Hans Branscheidt
Die Palästinenser sind ein Volk zuviel im Nahen Osten. Auch arabische Staaten schießen sich auf sie ein. Auf die Flüchtlingslager fallen Granaten allen Kalibers, jeder Herkunft mit dem einen und einzigen Ziel: Sie sollen verschwinden. Die Lager. Die Palästinenser.

The Making of a Monster von Caroline Fetscher
Gaddafi und Voodoo, Angst und Begehren

A Hard Rain von Günter Amendt
Kommunisten, Atomenergie und die Friedensfrage

Tschernobyl undsoweiterKrüppel aus dem Sack von Franz Christoph

Tschernobyl undsoweiterOrdnung im Notstand von Wolfgang Pohrt

Tschernobyl undsoweiterGrün und schwanger von Jürgen Reents

Gewerkschaften machen mobil von Ralf Leonhard
Napoleon Duarte, Präsident in EI Salvador von Reagans Gnaden, regiert das Land weiter mit den Militärs. Eine Offensive gegen die Freiheitskämpfer jagt die nächste. Die Erfolge sind bescheiden. In den Städten wächst der Widerstand: bisher unabhängige Gewerkschaften haben sich zusammengeschlossen und eine neue Front gegen das Duarte-Regime errichtet.

Die Herren des Montagmorgengrauens von Hermann L. Gremliza
oder: Die Abwehrschwäche des Informationssystems - Der Spiegel (A.I.D.S.)

Irgendwo. Spanien. Baskenland von Georg Wedemeyer
In der baskischen Kleinstadt Mondragon, 80 Kilometer südlich von Bilbao, funktioniert seit nunmehr dreißig Jahren eine Genossenschaft, die Umsatz macht wie ein Konzern, die diversifiziert ist wie ein Konzern und die dennoch in erster Linie und vorrangig lohnt für die Beschäftigten, die auch die Teilhaber sind.

Magazin

Keine Spur von Geschichte von Walter Boehlich
Über den selektiven Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit. Eine Rede von Walter Boehlich, gehalten bei den diesjährigen Römerberg-Gesprächen

Franz Josef DegenhardtKomm sing uns wie's war von Matthias Altenburg

Die Wandlung des Sam ShepardAmerikanische Narben auf der Seele von Corinne Schelbert
Er hat den Hollywood-Rummel verachtet, das Image eines Außenseiters gepflegt. Nun ist der 43jährige einstige Theater-Avantgardist Sam Shepard zum Kinostar

geworden. Hat ihn das vormals attackierte System vereinnahmt oder war es Kalkül eines versteckten Nostalgikers, der sich nur zu gern zum amerikanischen Patrioten stilisieren ließ? In »Fool for Love,« gibt er eine Neu-Version des Cowboy: Der Westen hat ihn wieder.

Stoff hamma; Mut hamma. Wut hamma? Aber hund san mir eben nicht genug. Und fesch san mir dafür etwas zuviel. von Karena Niehoff

Im Bayerischen Residenztheater zu München wurde Lion Feuchtwangers »Erfolg« uraufgeführt. Totentänze? Eiertänze? Walzer linksherum? Rechtsrum?

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Der Vorkrieg von Manuel Vázquez Montalbán

Vor 50 Jahren putschte General Franco gegen die spanische Republik. Der darauf folgende Bürgerkrieg wurde zur exemplarischen Auseinandersetzung für das ganze Jahrhundert. Die Erschütterungen sind noch heute zu spüren. - Ein Essay über das nach-franquistische Spanien von Manuel Vázquez Montalbán und Fotos aus dem Bürgerkrieg von Hans Namuth und Georg Reisner

Der ideelle Gesamtantisemit von Hermann Peter Piwitt

Glaubt man Henryk M. Broder, hat nun auch die Linke zu einer Leidenschaft zurückgefunden, die alle Deutschen eint: dem Judenhaß. Eine Widerrede von Hermann P. Piwitt

»Mir fällt zu Hitler nichts ein« von Michael Scharang

Kerl Kraus, der Besserwisser, sprachlos, als es einmal wirklich darauf ankam? Der erste Satz der »Walpurgisnacht« ist eine Falle, in die alle rachsüchtigen Kritiker gingen. Denn was Kraus in den folgenden tausend Sätzen zu sagen hatte, war mehr, als seine Landsleute noch heute wissen wollen

Die Wiederkehr des Gleichgeschalteten von Michael Kunitzsch

Über Gottfried Benn

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 07/86, S. 4

von Konkret

1. Es wurde auch Zeit: Nachdem sich dieser Staat im Umgang mit dem per GG garantierten Demonstrationsrecht nicht nur in Wackersdorf, nicht nur in Brokdorf und nicht nur in Hamburg - was dort geschah, wird künftig allerorten geschehen - als ein Polizeistaat kenntlich machte - wir sehen schon Zimmermann höhnen, wenn er die Olympiastadien in München oder Westberlin als angenehme Aufenthaltsorte für abgegriffene zusammengetriebene Demonstranten preist - offerieren wir Mitstreitern einen Aufkleber (neumodisch auch »Sticker« genannt), der zwar nicht vor den Hieben der Bullen schützt, der auch gewiß nicht diesen Staat in die Knie zwingen wird, der aber dazu dienen kann, daß sich jene, auf die wir uns verlassen können, zu erkennen geben. Käufer und Abonnenten dieses Heftes haben drei Aufkleber. Wem das nicht reicht, der kann nachbestellen. Angeboten werden sie im Fünfer-Pack = 15 Aufkleber, zu einem Preis von fünf Mark (in Ziffern: 5) inclusive Porto und Verpackung. Allerdings nur gegen Vorkasse: Scheck, Briefmarken, Bares oder sonstige handelsübliche Äquivalente.

2. Als der Montag nach dem KONKRET-Redaktionsschluß kam, durfte, wer wollte, in den Leserbriefen der bekannten Montagszeitschrift eine Zuschrift eines Ehrenvorsitzenden auf Lebenszeit lesen: Prof. Dr. Ernest Borneman, Österreichische Gesellschaft für Sexualforschung e.V., jubilierte:

»Ich gratuliere dem Spiegel zu der raren Objektivität seiner Darstellung der weltanschaulichen Unterschiede zwischen den drei deutschen Gesellschaften für Sexualforschung und Sexualmedizin«.

KONKRET kann sich dem Jubel des »Renommier-Heteros« - so Borneman über Borneman - nicht anschließen. Was wir zu der Schmutz- und Schmuddelgeschichte des Dr. Hans Halter, dieses Spiegel-Lohnschreibers, der sich als Autor nicht zu erkennen geben will, zu sagen haben, steht in diesem Heft auf den Seiten 28 und 29 unter dem Titel »Die Herren des Montagmorgengrauens«.

3. Es müßte heißen: Es gilt das gesprochene Wort. Das können wir nicht liefern. Deshalb gilt nur das geschriebene Wort:

»Ja. das Mutterrecht bei den Kelten. Oder die Soyabohne aus buddhistischer Sicht. Oder: Wenn der rasende Professor Raddatz wieder mal in die Abschreibefalle geht. Oder die postmoderne Todessehnsucht des japanischen Dichters Mishima. Oder Baghwan und kein Ende. Das sind so die Baisse-Themen, die an der Feuilleton-Börse hausse gehandelt werden. Da bleibt keine Zeit und keine Leidenschaft für die kleinen aber feinen Innovationen in der Kultur, die es doch, herrschaftsseitn, wohl verdient hatten. Werfen wir einmal einen Blick in die linke Publikumszeitschrift KONKRET Was entdecken wir damit unserm unverbildet frischen Blick neben Hermann L. Gremlizas kalten marxistischen Kommentaren zum politischen Geschäft in urbi et orbi - Eine Lese-Ecke für Kinder. Chefredakteur, Art-Direktor, Redaktionsbote, Zeichner, Maler und Foto-Beschaffer in Personalunion, der sinnigerweise Kongretchen übertitelten zwei Seiten, ist der Hamburger Maler und Musiker Ernst Kahl, der gerade«...

und hier blenden wir uns aus den geschriebenen und gesprochenen Worten des Horst Tomayer aus, der diese Preisung des Werks seines Freundes - na mindestens! - in den Sendern in jenen Programmen unterbrachte, die viel zu wenig gehört werden. Noch, und noch eine Stelle:

»Was für wundersame Geschichten stehen da, allemal erzählt von einem sagenhaften Onkel Ernst, dessen Fotoporträt Kahl bei seinen regelmäßigen Sperrmüllexkursionen gefunden hat. Ein Geschöpf aus der Adenauer-Zeit oder wie aus Robert Walsers Roman »Der Gehülfe« entsprungen: Ein devote Tristesse ausstrahlendes Ensemble aus Scheitel, Hemd, Schlips, Jackett und Hornbrille.«

In diesem Heft auf Seite 66.

4. Arno Luik, der mit dem ehemaligen Weatherman Jeff Jones ein umfangreiches Interview geführt hatte, das dann teilweise in KONKRET 8/85 veröffentlicht worden war, gab uns nicht ohne Grund einen kleinen Teil seiner privaten Korrespondenz mit Jeff Jones preis. Hatte der doch von einem Freund in Managua erfahren, daß das KONKRET-Interview mit Jones in der nikaraguanischen Zeitung »El Diario« veröffentlicht worden war. »Did you know about this«, fragte Jones den Luik und Luik dasselbe KONKRET.

Hatten wir natürlich nicht. Jetzt haben wir aber.

5. Oh, die Bösen: Raubdrucker haben die im Märzheft von KONKRET erschienene Besprechung von Hauffs »Stammheim« vor westberliner Kinos als Flugblatt unters Volk gebracht. Offenbar ist KONKRET mit der Einschätzung von Hauffs-Märchenfilm doch nicht so allein, wie es die »roten blätter«, Studentenmagazin des Marxistischen Studentenbundes Spartakus in ihrem Heft 4/86 darstellten. Dort war zu lesen:

Ein »gefährlicher Film«, weil »die Richter die Versager und die Terroristen, Mörder die Helden« seien, befand Gina Lollobrigida. Verbissene Kritik erntete Hauffs Film aber auch zum Beispiel von der »Konkret«. Die Baader-Meinhof-Gruppe werde damit endgültig »politisch erledigt«. Gina Lollobrigida hat nichts verstanden oder will nichts verstehen. Und der »Konkret« geht offenbar der Blick für das Wesentliche verloren.

Nun müssen wir die Einheitsfront mit Gina bilden. Es gibt Schlimmeres.

Konkret 07/86, S. 6

Detlef zum Winkel

Buch des Monats: Noch ordentlicher in die Katastrophe

Traube, Duve, Eppler und einige andere über die Konsequenzen aus Tschernobyl

Passen eigentlich die geläufigen Begriffe noch auf die Sachverhalte, die wir damit beschreiben wollen? Was meinen die drei magischen Buchstaben GAU, abgesehen davon, daß schon das vorangestellte Super ihnen widerspricht? Einerseits muß man sie benutzen, um die Atomindustrie Lügen zu strafen: Was jene für völlig abwegig hielt, ist passiert. Andererseits läßt sich das, was jetzt Tschernobyl charakterisiert, nicht mehr steigern - im Gegensatz zum Gefahrenpotential der sogenannten zivilen und erst recht der militärischen Atomtechnik.

Selbst einfache Sätze behalten nicht unbedingt einfache Bedeutung. Das verseuchte Gemüse beim Kaufmann nebenan, die Veränderungen am Eßtisch, schreibt Freimut Duve, hätten für Millionen Bürger zum ersten Mal »Strahlung erfahrbar gemacht«, obwohl man sie mit Sinnesorganen nicht wahrnehmen könne. Das klingt vertrauter, als es logisch ist: War es nicht eher so, daß die radioaktive Realität für wahr genommen werden mußte, obwohl sie wie zuvor auch, sinnlich nicht erfahrbar blieb. Das gleiche Problem ein paar Zeilen weiter: »Berechnen lassen sich die Tschernobyl-Krebstoten der nächsten zwanzig Jahre, benennen lassen sie sich nicht« Aber eine solche Berechnung gibt es nicht: Auch im Lager der Kritiker schwanken die Schätzungen, sowohl der akut zu erwartenden Strahlenerkrankungen als auch der langfristigen Folgen, wenigstens um einen Faktor 10. Acht Wochen nach der Katastrophe gibt es nicht einmal sichere Annahmen über die Gesamtmenge der in Tschernobyl freigesetzten Radioaktivität.

Das Problem der Strahlenschäden-Prognosen scheint ein anderes zu sein: Daß sie schwer *wahr zu nehmen*, schwer zu verifizieren sind, wofür allerdings vorrangig nicht wissenschaftliche, sondern gesellschaftliche Ursachen verantwortlich sind. Schnell verbündet sich die Fähigkeit der Mächtigen zu täuschen mit der Bereitschaft der Ohnmächtigen, zu verdrängen.

Verantwortung heißt Duves zentrales Wort. Kernenergie sei nicht verantwortbar, sei es nie gewesen. Identitätsstiftender Balsam für die Kritiker-Gemeinde: Rational überlegen sein und moralisch bescheiden bleiben. Und doch verwirrt die vorbildliche Haltung, denn sie setzt wie selbstverständlich den Politiker als Verantwortungsträger voraus. Er handelt, indem er erlaubt oder sperrt, indem er über Einstieg, Ausstieg oder Umstieg verfügt. Das Objekt seines Handelns erscheint als Ding, als eine Technik, eine Maschine oder Fabrik, die man laufen läßt oder abschaltet.

In diesem Bild taucht weder der schwarze Bergmann auf, der in Namibia Uran schürft noch der Leiharbeiter, der den Brennstoff in Tabletten preßt noch die Meteorologin, die ein Strahlenmeßgerät abliest und nicht einmal der Techniker in der Kontrollwarte des Atomkraftwerks. Menschliches Handeln, auf das die Kategorie der Verantwortlichkeit anzuwenden wäre, begänne in der Chefetage der Unternehmen, aber sein eigentliches Revier ist die Welt der Politik anstelle der Welt der Arbeit. Verblüffend: Die Atomenergie verdrängt die Arbeit aus einem geistigen Diskurs, der mit naturwissenschaftlichen Versatzstücken zu glänzen bestrebt ist, obwohl das naturwissenschaftliche Basiswissen die Energie aus dem (physikalischen) Begriff der Arbeit definiert.

Ist es wirklich sinnvoll, Verantwortungsethik in der Politik einzuklagen, um alternative Techniken durchzusetzen, deren Folgen in vernünftigen zeitlichen und räumlichen Grenzen zu bewältigen sind. Oder funktioniert die Atomtechnik gerade wegen dieses Prinzips der Delegation von Verantwortung, weil das nicht Verantwortbare nur von Menschen ausgeführt werden kann, die es nicht selbst verantworten müssen? Vielleicht ist aber auch das Umgekehrte richtig, daß die Atomkraftwerke deswegen gerade nicht funktionieren. In der Anfangsphase eines GAUs spielt es möglicherweise eine enorme Rolle, daß diejenigen, die damit umgehen, nicht verantwortlich sind, und diejenigen, die dafür verantwortlich sind, nicht damit umgehen müssen.

In der nach dem Unglück in der Ukraine einsetzenden Flut von Erklärungen und Kommentaren, von Appellen zur Vernunft und Aufforderungen zur Umkehr schien mir ausgerechnet ein Zitat Einsteins zuzutreffen, wonach das Atomzeitalter alles verändert habe, nur nicht das Denken der Menschen. So ist es doch: Mit der Gefühlswelle läßt sich kaum umgehen, der Wortschwall bleibt unbefriedigend und die Gedanken verhaspeln sich, lange bevor sie zuende gedacht sind. Wer diese produktive Instabilität zu schätzen weiß, wird das letzte Aktuell-Produkt aus Reinbek nicht gerade mit Genuß, wohl aber mit Gewinn studieren, nicht als die ersehnte Antwort verantwortungsbewußter Politiker (Eppler, Duve) oder vernünftiger Wissenschaftler (Traube, Ökoinstitute), sondern als Momentaufnahme einer Strömung. Dokumentiert wird, was Realität ist: Widersprüche, Ungereimtheiten, Schwächen und natürlich auch Stärken im Lager der Atomkritiker. Mir gefällt es besser so, weil es Anstrengungen abverlangt, die die ausformulierten Öko-Ideologien zu vermeiden trachten.

So locker dem Bremer Anti-AKW-Professor Jens Scheer Ende April in den Medien die Einschätzungen von den Lippen kamen, so mühsam quälen sich hier vier Autoren ab, Informationen von Spekulationen zu scheiden, um ein Bild vom tatsächlichen Verlauf des Reaktorunglücks zu bekommen. Ergebnis: Es war nicht ein unkontrolliertes Aufschaukeln der

nuklearen Kettenreaktion; vielmehr gelang es, den Reaktor abzuschalten, nicht aber die dann immer noch beträchtliche Nachwärme zu kühlen. Für den Laien keine leichte Lesekost - und dennoch unverzichtbar, um nachweisen zu können, daß die mit einer falschen Unfalldarstellung begründete Behauptung besonderer Unsicherheit des sowjetischen RBMK-Reaktors ebenfalls falsch sein muß. Schlußfolgerung: Kein »Schrottreaktor«, kein »nukleares Fossil«, und ebensowenig stimmt es, daß die Atomanlage von Tschernobyl hauptsächlich militärischen Zwecken diene, wenngleich dort in der Tat Möglichkeiten zur Plutoniumgewinnung bestehen. Aus rein militärischen Gründen hingegen hat die Sowjetunion kürzlich mit dem Bau eines neues Brüters begonnen - wahrscheinlich weil alle Wiederbelebungsversuche des Geistes von Genf schmählich zurückgewiesen wurden.

Woher es eigentlich komme, fragt Klaus Traube, daß sich selbst kritische Kommentatoren so beeilt hätten, auf die Andersartigkeit und Primitivität sowjetischer Atomkraftwerke im Vergleich zu den hausgemachten hinzuweisen? Dann wird zerpflückt: Präzise, emotionslos, Blatt für Blatt. Es ist der einzige bisher erschienene Artikel, der Riesenhubers Made-in-Germany-Reklame frontal angeht.

Schön, daß auch der Tiefpunkt des Buches genau an der Stelle erreicht wird, wo man ihn befürchtet. Strahlen verursachen genetische Schäden. Dadurch bedingte Mutationen können unter Umständen erst in kommenden Generationen auftreten. Man nimmt es zur Kenntnis, weil ein Abstreiten offenkundig unsinnig ist. Geduld ist angesagt, wenn Redewendungen auftauchen, die ihren unangenehmen Beigeschmack einfach nicht loswerden: »Minderung der Volksgesundheit«, »Verschlechterung der Qualität der Weltbevölkerung«, »erbbiologischer Zusammenbruch«.

So wichtig die Erforschung genetischer Strahlenschäden ist, so wenig kann geglaubt werden, daß sie ausgerechnet jene längst widerlegten Vorurteile bestätigt, die aus einer Zeit vor jeder künstlich erzeugten Radioaktivität datieren. Es ist immer dasselbe: Kaum verspürt die Biologie einen günstigen Trend, tischt sie sogleich den ganzen Erbschlamassel auf - eine Manie, die sich anscheinend in bestimmten Denkschulen vererbt.

Das Ökoinstitut Freiburg ruft die Volksmassen auf, lokale Energiewende-Komitees zu bilden, um Broschüren zu vertreiben und Unterschriften zu sammeln.

Also ein klassisches Transmissionsriemen-Konzept, das nicht weiter schlimm ist, weil es nicht aufgehen wird, aus klassischen Gründen. Bedenklich erscheint aber die in mehreren Beiträgen angestimmte Klage über die Hilflosigkeit und Inkompetenz, die die Behörden an den Tag gelegt hätten, über die Widersprüche in der Informationspolitik, das Chaos der unterschiedlichen Empfehlungen, das Hin und Her der Grenzwertfestlegungen.

Im Grunde fordert man so eine zentrale, bundesweit zuständige Instanz mit Informations- und Empfehlungsmonopol - eine Konsequenz, die bereits Carter aus Harrisburg zog und die sich auch Kohl nach Tschernobyl nicht entgehen ließ: Wallmann. Aber selbst wenn es ein anderer geworden wäre, der Atomstaat macht Fortschritte. Etwas anderes als die Verbesserung der Beschwichtigungs- und Verdummungstechniken kann dabei gar nicht herauskommen. Wer Ordnung fordert, soll sich nicht wundern, wenn er Ordnungshüter bekommt.

Klaus Traube u.a.. Noch dem Super-GAU, Rowohlt Verlag, 203 Seiten, DM 8,80

Konkret 07/86, S. 8

an Konkret

MENETEKEL

KONKRET 6/86: »ALLES IN BUTTER?« INTERVIEW ZU TSCHERNOBYL MIT HOLGER STROHM.

Welche da auch immer ausgebrütet haben, den US-Shuttle im Mai 1986 mit einer 47 Pfund Plutonium mitführenden Rakete zu starten, genug, um mit dem tödlichsten Gift der Welt 5 Milliarden Menschen mit Lungen- und Knochenkrebs zu überziehen, wenn nicht der Shuttle schon Ende Januar als Menetekel am Himmel verglüht wäre, - solche kann man nur als »Endzeitterroristen« bezeichnen.

FERDINAND STORP

NEUMÜNSTER

Ich bitte um Erlaubnis, das Interview mit Holger Strohm in KONKRET 6/86 in einer Stückzahl von ca. 150 zu kopieren und mit der Quartalszeitung des Kinderschutzbundes an die Mitglieder des Ortsverbandes Saarbrücken zu verschicken.

Ich möchte Ihnen auch meine Beweggründe nennen: -

im DKSB gibt es keine kompetenten »Fachleute« in Sachen AKW * -

da ich eine kleine Tochter habe, fühle ich mich zu erstenmal auch als »Funktionär« des DKSB tief betroffen. -

das Interview ist das beste bisher gelesene in Sachen Tschernobyl.

Auch im DKSB gibt es noch zuviel un/desinformierte und/ oder desinteressierte Menschen, die unbedingt wachgerüttelt werden müssen.

ULRICH HORSTMANN

DEUTSCHER KINDERSCHUTZBUND SAARBRÜCKEN

Ein völliges Ausscheiden der Atomkraft aus der Energiebranche würde die Ölindustrie wieder zum absolut dominierenden Faktor aller Volkswirtschaften aufsteigen lassen. Weniger denn je, meine ich, können die engagierten Umweltschützer die Augen vor höchst unerwünschten Helfershelfern und falschem Beifall verschließen. Wohlwollende publizistische Schützenhilfe von ganz und gar bürgerlichen Blättern sollten manche Grüne stutzig werden lassen.

Nach wie vor gibt es ein Phänomen, das sich monopolistische Konkurrenz nennt. Hier wird mit äußerst harten Bandagen gekämpft.

Kein Atomstrom, das bedeutet klipp und klar, ohne wenn und aber. die uneingeschränkte Weltherrschaft der USA. Warum? Die Konkurrenten Japan, Bundesrepublik und Frankreich fielen weit ab; die UdSSR könnte sich den Großmachtstatus abschminken.

In der Tat, mit dem Atom-Monopol eines Landes können sich militante Umweltschützer wie Herr Strohm durchaus anfreunden. Ich will nichts unterstellen, doch leuchtet partout nicht ein, warum nun ausgerechnet britische und US-Reaktoren besonders sicher sein sollen. In der globalen Atom-Diskussion schält sich mehr denn je die Tendenz heraus, dem anderen den Strom abzuknipsen, weil die eigenen Anlagen usw. usw.

Wie schon vor hundert Jahren bedeutet Energie Macht.

Und der historische Emporkömmling Atomenergie muß seinen Platz gegen die Etablierten Öl, Kohle hart erkämpfen und jede Schwäche, die sich im Laufe der Zeit herausstellt, führt unweigerlich zu Positionsverlusten.

Und der tapfere Umweltminister Fischer möchte massenhaft Kohle importieren. Na sowas!

WALTER R. BAYHA

ESSLINGEN

ASTROLOGIE

KONKRET 6/86: »NICHTS GEHT MEHR« HERMANN L. GREMLIZA ZUM SUPER-GAU

Als Strahlenschutztechniker und KONKRET-Leser war ich natürlich gespannt, was denn nun KONKRET über Tschernobyl schreibt.

Daß ihr Holger Strohm kommentarlos zu Wort kommen laßt««geht ja gerade noch.

Natürlich läßt sich philosophisch über die Verantwortbarkeit von selbst minimalen Risiken diskutieren; ich halte es aber für unseriös den Menschen Angst einzujagen, ohne zu sagen, daß die erhöhte Belastung in der Schwankungsbreite der natürliche Strahlung liegt und etwa der durch die Nachwirkungen der Atomtests verursachten entspricht.

Schlimmer finde ich was Gremliza schreibt. Daß die Sowjetunion mit »impertinenter Gelassenheit« reagiert, liegt einfach daran, daß dort nicht wie bei uns 50 % der Bevölkerung an Astrologie glauben und die dortigen Medien kein Interesse daran hatten eine anti-sowjetische Hetzkampagne zu entfachen. Was die »deformierte Gesellschaft des Typs realer Sozialismus« betrifft, so hat Gremliza hoffentlich nichts dagegen, wenn ich ihn als einen durch den intellektuellen Überlebenskampf im Kaffeehaus deformierten Marxisten bezeichne. Was den Rest seiner leider nicht selbstverständlichen Erkenntnisse anbelangt, so ist er anscheinend unfähig, die Schlußfolgerungen zu ziehen. Nämlich, daß man erst die Atomwaffen und die amerikanische Atomkriegsdrohung abschaffen muß, bevor die Sowjetunion ihre »stationären Atombomben« verschrotten kann.

Grundsätzlich gegen Atomkraftwerke zu sein fiele leicht, wenn diese Technologie die einzige wäre, die mit globalen Gefahren verbunden wäre. Die Gentechnologie aber stellt eine mindestens eben so große Gefahr dar. Eine bestimmte Technologie für grundsätzlich nicht beherrschbar zu erklären bedeutet auf den Traum einer hochtechnisierten menschenwürdigen und sozialistischen Gesellschaft zu verzichten.

ANDREAS WAIBEL

KARLSRUHE

RACHEURTEIL

KONKRET 6/86: »ZUR STRAFE NOCH DIE KRANKHEIT« VON GÜNTER AMENDT

Ich gehöre zu der homosexuellen Minderheit und bin, weil ich mit damals 59 Jahren einen Jugendlichen mit 17 3/4 Jahren verführt haben soll, der sich mir aber mit einem gefälschten Ausweis als 18 3/4 Jähriger ausgab, zu insgesamt 30 Monaten Haft verurteilt worden. Davon habe ich mit U-Haft 14 Monate verbüßt, dabei wurden bisher zwei Gnadengesuche ohne Begründung abgelehnt.

Ihrer Forderung nach juristischer Diskriminierung und Abschaffung des § 175 kann ich als Betroffener nur zustimmen, habe mich dafür auch in Wort u. Schrift in den Medien eingesetzt und dafür ein weit überhöhtes Urteil, ein Racheurteil erhalten.

RICHARD GMEINWIESER

LUDWIGSBURG

GRUNDKURS

KONKRET 6/86: GREMLIZAS EXPRESS

Früher habt Ihr Marx und Lenin aus dem Zusammenhang gerissen und wolltet mich im Marxismus-Grundkurs belehren. Heute reißt Ihr aus meinen eigenen Texten Teile heraus, gebt sie unvollständig wieder und behauptet dann, das sei schlechtes Deutsch. Das hat doch Ähnlichkeiten.

SYBILLE PLOGSTEDT

VORWÄRTS

BONN

KONSUM-DEPPEN

KONKRET 6/86: »TEXTER ALS WERBER«, WOLFGANG POHRT ÜBER COMPUTERSCHRIFTSTELLER

Wie nett ist der Buchverriss von Pohrt, kann er doch die unheimlichen Maschinen anpinkeln, ohne sich mit ihnen beschäftigen zu müssen. Ja, wem nichts mehr einfällt, dem hilft auch kein schlaues Maschinchen und darüber lamentieren kann er auch mit dem Kuli. Schließlich will doch keiner der dogmatischen oder undogmatischen Linken zumuten, die

Maschinen fest in der Hand des Kapitals und der Reaktion, anders als irgend ein isoliertes Phänomen der sich entwickelten »falschen« Ökonomie zu betrachten.

Die Kinder, die aus reiner Neugier in fremden Computern wildern, in Datenbanken einbrechen, Information sammeln, die nun eben nicht für den Bürger gedacht sind, werden von Handel, Banken und Versicherungen, Verwaltung und bürgerlichen Politikern kriminalisiert, von der Linken aber als Konsum-Deppen denunziert: Warenfetischisten, basta.

Also bleiben die zynischen Aufklärer unter sich, belächeln sich und ihre Feigheit und erzählen sich numerierte Witze. Sie haben dann einen guten Stand - oder vielmehr Liege - und Ruhepunkt. Bleibt weiter so tugendsam, haltet Abstand von Atari und Commodore, daß Ihr euch nicht befleckt oder gar bemerken könntet, was man mit ihnen machen kann.

Sonst fiele Euch ja am Ende der Marx'sche Satz von der Entwicklung der Produktionsmittel ein.

HARTMUT VOEHRINGER

TÜBINGEN

INFORMATION

KONKRET 5/86: LESERBRIEF VON JOACHIM PETERSDORF, HAMBURG ZU «NEUE POPLITERATUR« VON WOLFGANG WELT IN KONKRET 4/86

Wenn man sich schon schulmeisterhaft so weit aus dem Fenster hängt, wie J. Petersdorf in seinem Leserbrief zu Wolfgang Welt, dann sollte man sich auch gut informieren.

»Steeleye Span« war keine Folkgruppe, sondern eine der profiliertesten Wegbereiter der Folkrockbewegung und somit alles andere als traditionell.

Zweitens handelt es sich schon gar nicht um eine irische Band, sondern um eine englische, und das ist ein Unterschied, der gerade in diesem Kulturkreis eine nicht unwesentliche Rolle spielt.

REINHARD BÄRENZ

RIMBACH

SUMPF

KONKRET 5/86: »EIN TRIUMPH DER LEERE« VON HANS ULRICH RECK

Das Objekt der Kritik ist gut gewählt. Doch bleibt sie im Sumpf des rein ästhetischen Gegenentwurfs stecken.

Im Grunde fordert Reck doch nur, die impliziten Absichten und faktischen Folgen des städtebaulichen Funktionalismus - den »Verlust an Urbanität«, die Separierung öffentlicher und privater Daseinssphären und den sich so vergegenständlichenden Ausschluß der Individuen von jeglicher Form öffentlicher bzw. gesellschaftlicher Kontrolle - durch den Zerfall des privaten Raums zu vervollständigen.

Reck transformiert sozusagen die objektive Nicht-Handlungsfähigkeit, den auch städtebaulich organisierten und erzwungenen Rückzug ins private, in ein aktives Nichthandeln-wollen gegenüber sich verschlechternden Lebensbedingungen.

Er ästhetisiert die Opferrolle: Oder sind etwa die verschimmelten Quartiere (Wegwerfinstallationen?), die hierzulande für Türken, Asylanten und Verelendete bereitgestellt werden, Ausdruck eines »ästhetisierten Umgangs der Menschen mit Innenräumen«?

Warum ausgerechnet das Ertragen von Zuständen, die erst gar nicht durch Umdichtungen hergestellt werden müssen, einen angemessenen Umgang mit den Problem »Wohnen und Widerstand« darstellt, ist mir allerdings ein Rätsel.

Die Bruch-Ästhetik ist übrigens nicht minder voyeuristisch als der »weiße Funktionalismus«.

Auch Harlem und die Slums von Mexiko City haben ihren Reiz, wenn man Lust am Untergang hat. Prometheus hatte auch seinen Spaß.

PETER SCHLEBUSCH

BOCHUM

Konkret 07/86, S. 10

Hermann L. Gremliza

Restrisikohl: ein Super-Rau

Es ist nicht die geringste der Errungenschaften, welche die geistig-moralische Wende beschert hat, daß unser Hans-Peter Briegel jetzt die 3. Strophe des Deutschlandliedes auswendig kann. Im Glanze dieses Glückes blüht es mächtig. Nämlich was?

Nun, die freundschaftliche Verbundenheit »des deutschen Bundeskanzlers der Bundesrepublik Deutschland« (er über sich) mit seinem ostmärkischen Gevatter Waldheim, dem die Gnade der späten Geburt versagt blieb; die klammoffiziöse Freude beider und der sie tragenden Parteien über ein vor Gesundheit strotzendes Volksempfinden, das sich von Artfremden nicht irritieren läßt, weil »Wir wählen wen wir wollen« und haben die Juden schließlich nicht hinausgejagt, damit sie uns vierzig Jahre danach von New York oder Jerusalem aus in unsere nationalen Dinge hineinreden; oder die völkische Herzlichkeit des Entwicklungshilfeministers und der Sportreporter, die den Rest der Menschheit in brave Askaris, spaßige Exoten und randalierende Wilde einteilen; und die Bombenstimmung der Bullen, die aus Hubschraubern Gasgranaten in Menschenmengen werfen oder Sprengstoffanschläge und Überfälle organisieren, um die »Gemeinsamkeit der Demokraten« zu festigen und gegen »Staatsfeinde« aufzubringen.

Nur wo Fußballer auf Befehl ihres Verbandes mit Herz und (ausgerechnet) mit Hand danach streben müssen, Europas Grenzen neu zu ziehen, konnte jene hybride Soldateska, die besser ausgerüstet ist als die 6. NS-Armee vor Stalingrad und dennoch auf den bescheidenen Namen Polizei hört, sechshundert Menschen auf einem öffentlichen Platz zusammentreiben, sie zwölf Stunden schikanieren und beispielsweise zwingen, ihre Notdurft vor den Augen der »Gesetzeshüter« zu verrichten, die dazu ihre Zoten rissen. Noch eine Woche nach dieser Polizeistaatsübung wußte der sozialdemokratische Polizeisenator so sehr von nichts, als hätte er die Protokolle aller Spruchkammer-Verfahren verschluckt. Was Hunderte gesehen und bezeugt haben, hörte er »zum ersten Mal«, ist ihm »dienstlich nicht bekannt«, sei ihm »nicht berichtet worden«. Er wußte nur soviel, daß er die »Rechtmäßigkeit« der Aktion attestieren und den Polizisten danken konnte. Und wo von Rummenigges Lippen zu lesen ist, daß des Glückes Unterpfand an die Etablierung eines heute real nicht existierenden Staates (»Deutschland«) geknüpft wird, welcher nur um den Preis eines mittleren Weltuntergangs zu haben wäre, verstehen sich Liebe und Treue zu den Völkerschlächtern Reagan, Shultz und Weinberger von selbst.

All dies, das Anschwellen der nationalen Krampfader, das immer schamlosere Paktieren mit rassistischen Strömungen hier und Killerbanden in aller Welt, die Befreiung prügelnder und Gaskrieg führender Bullen von Recht und Gesetz, die monströsen Lügen eines christlichen Generalsekretärs« der den Pazifisten die Schuld an Auschwitz gibt und die Grünen den »politischen Volkssturm der SPD« nennt, womit er aber noch nicht sagen will, daß die Juden den Reichstag angezündet haben - all das geschieht zu einer Zeit, da es dieser Gesellschaft nach Ansicht ihrer Führer geradezu blendend geht. die Konjunktur »läuft«, die Preise sind stabil, die Renten sicher, und trotz einiger Millionen Arbeitsloser und Sozialhilfeempfänger gibt das Volk vorbildlich Ruhe. Neunzig Prozent wählen regelmäßig eine der staatstragenden Parteien, sieben Prozent stimmen für eine Formation, deren Ziel auch nicht die Weltrevolution im engeren Sinne ist.

In solcher Lage, da Großmut nicht teuer wäre, führt sich die Staatsmacht auf wie am Vorabend einer Revolution. Und die Mehrheit der Bevölkerung findet das in Ordnung. »Wir haben gewonnen, aber wir haben nicht gesiegt«, sagt der Kandidat Schröder. Gewonnen? Wenn nach drei Jahren Politik im Dienste des Bundesverbands der Industrie, wenn sechs Wochen nach dem Knall von Tschernobyl und im Angesicht (sit venia verbo) des E. Albrecht die Opposition in der Minderheit bleibt, ist das nicht einmal mehr eine Niederlage. Es ist eine Katastrophe. Und bevor sie eintrat waren sich alle darüber einig. Otto Schily, beispielsweise, hatte für diesen Fall versprochen, er werde auswandern. (Tucholsky wollte die soziale Frage dadurch lösen, daß wir alle reich heiraten.)

Wenn er aber nun hier bleibt: Wird er sich ein anderes Volk wählen wollen? Oder wird er am Ende doch noch einsehen, daß die Bourgeoisie das parlamentarische Regierungssystem nicht zu dem Zweck eingerichtet hat, eines Morgens aufwachen und die Fabriken in Volkeshand sehen zu müssen; und daß eine herrschende Klasse, die darüber befindet, wie ein Volk wohnt, was die Massen fressen und saufen, was sie lernen und was sie lesen, hören und sehen, pfeifen und denken, auch an der Entscheidung beteiligt ist, was gewählt wird? Nämlich etwa, zu rosigen Zeiten, die friedlichere, weil auf bürokratische Weise mit der Arbeiterbewegung verbundene Abteilung des politischen Apparats, die sich sozialdemokratisch oder sozialistisch nennt; oder, wenn mal wieder richtig Zug rein muß, die brutalere Fraktion, die Konservativen oder Christdemokraten. Das BRD-Kapital hat sich (echt deutsche Wertarbeit!) die Sache besonders einfach gemacht: Es hält sich eine Partei, die für einen Obolus den jeweils gewünschten Wechsel herbeigenschert.

Was in den seltenen Fällen geschieht, in denen die Bourgeoisie die Parlementsbeherrschung verliert, konnte mehrmals beobachtet werden - in Berlin 1933, in Madrid 1936, in Santiago 1973.

Es wird also eine dem Kapital unangenehme Mehrheit wohl in einigen Rathäusern, auch mal eine Zeitlang in diesem oder jenem Landtag, gewiß aber nie in der »Volksvertretung« des Gesamtstaats die Politik machen dürfen. Was von Otto Lambsdorff bis Wolfgang Roth reicht (den Unterschied zwischen den beiden kann ich klavierspielen: geefddcdefggg), ist erlaubt, was darüber hinausgeht, ist verboten, und Willy Brandt, den es gejuckt hatte, mußte längst versprechen, daß die Sozialdemokratie brav sein und nicht in der Einbahnstraße rauchen würde.

Ein »rot-grünes Chaos« wird es also in keinem Fall geben oder bloß als öffentlich-rechtliches Unterhaltungsprogramm der Vorwahlzeit, die man ja mit irgendwas totschlagen muß. Warum dann aber die spektakuläre Aufrüstung des Polizeistaats, ideologisch wie materiell? Weil ihnen die Muffe geht; weil sie selbst es sich ja auch nicht gefallen ließen, daß ein so vom Gegner beherrschter Ausschuß über ihre Existenzfrage entschiede; weil die Fragen, die seit Pershing und Tschernobyl und demnächst, nach der dritten oder vierten Million offiziell registrierter Arbeitsloser, die in der nächsten Krise ab Herbst 1987 zu erwarten sind, die Leute umtreiben, nicht durch Oberweisung der Novelle an den Vermittlungsausschuß zu beantworten sind. Wenn nun der 25. Januar 1987 auch noch denen die Mehrheit brächte, die atomare Abrüstung, Abschalten der Atommeiler und ein Recht auf Arbeitsplätze versprechen, und diese Mehrheit dürfte nicht regieren - dann könnte es in den Straßen und Fabriken etwas lebhafter werden.

Groß ist die Gefahr ja nicht, daß der Super-Rau eintritt. Dennoch muß der bürgerliche Staat sich auch für dieses Risiko wappnen. Die deutschen Sicherheitsbestimmungen sind nun einmal die schärfsten.

Konkret 07/86, S. 12

Hans Branscheidt

»Da habt ihr nicht getrauert«

Die Palästinenser sind ein Volk zuviel im Nahen Osten. Auch arabische Staaten schießen sich auf sie ein. Auf die Flüchtlingslager fallen Granaten allen Kalibers, jeder Herkunft mit dem einen und einzigen Ziel: Sie sollen verschwinden. Die Lager. Die Palästinenser.

Damaskus. Ein kalter Wind bläst durch das Lager Set Zeinab. Die graden Straßen trennen die Zelte, die auf einem ebenen und steinigen Boden zu hunderten in gleichem Abstand aufgeschlagen wurden. Die Straßen sind im Halbdunkel der rasch anbrechenden Nacht leer. In den Zelten Männer, Frauen und Kinder, eng zusammengerückt, als wollten sie dem Wind, der Kälte und Sand bringt, den Weg versperren.

In der Peripherie von Damaskus gelegen, ist Set Zeinab das zuletzt entstandene Lager, das neuerdings wieder vertriebene Palästinenser aufnimmt, die aus ihren Ghettos im Libanon haben fliehen müssen.

1986. Im Libanon geht der »Krieg der Lager« weiter und in Damaskus tagt wieder einmal die Waffenstillstandskommission. Seit 14 Tagen werden besonders die Camps der Südstadt von Beirut beschossen. Selbst als Flüchtlinge und Vertriebene, äußerst schwach nur noch bewaffnet, markieren die Palästinenser zu stark noch die Identität eines Volkes, Willen und Anspruch auf das Recht der Selbstbestimmung.

Die Sitzung der Waffenstillstandskommission, die ihre Zusammenkünfte längst nicht mehr zählt, endet auch diesmal, Anfang April, wie auch die meisten Male vorher mit einem Erfolg, der nur einige Stunden Wirkung zeigen wird. Alle Beteiligten, Täter wie Opfer an einem Tisch: Die »Initifathe-Dissidenten des Abu Mussa, Vertreter der Amal-Milizen, der palästinensischen PFLP, der drusischen Sozialistischen Partei und der Libanesischen Linken. Im Rahmen eines 6-Punkte Programms, das eine sofortige Beendigung der kriegerischen Handlung vorsieht, ist auch gesagt, daß die verabscheuungwürdigen Urheber kenntlich gemacht und verurteilt werden« sollen. So beschlossen, um auf der Stelle verletzt zu werden, geht der Beschuß der Lager mit schwerer Artillerie weiter, den die Amal-Milizen verantworten, denen die Syrer die Waffen und die Munition liefern.

Ziel des Sperrfeuers sind die Flüchtlingsplaneten Beiruts: Burj el Barajneh, Sabra und Shatila mit ihren etwa 50 000 palästinensischen Familien. Ihre Lager und Ruinen sind Unterstände, Deckungslöcher, Schlupfwinkel und skelettierte Sandsackpfade. Von außen her belagert, abgeriegelt und streng kontrolliert, gibt es kaum noch frische Nahrung, kaum medizinische Versorgung. Frauen läßt die Amal-Miliz an guten Tagen manchmal passieren, um sie körperlich erniedrigend zu untersuchen, wenn sie ins Lager zurückkehren.

Die hier leben und dem amerikanischen Sozialarbeiter Jim G. Schutz vor dem Kidnapping durch fundamentalistische Hizbollah gewähren, gelten weltweit als Inkarnation des »Terroristen«, ihre Flüchtlingslager als »Brutstätte kaltblütiger Mordkommandos«, wie es Peter Gerner in der »Frankfurter Rundschau« beschrieb. Fakt ist aber, daß SIPRI in London alleine für die läge der israelischen Belagerung von 1982 an die 20 Millionen NATO-Projektile gezählt hat, die auf Palästinenser niedergingen, bevor sich das israelisch organisierte Massaker ereignete und Sabra und Shatila samt seinen Menschen so gründlich zerstörte, wie es dann Mitte 1985 erneut geschah. Und nun gehen die Lager ihrem dritten Untergang entgegen.

Noch nie habe ich die selbstbewußten, ungebeugten und durchweg gebildeten Palästinenser so arm erlebt, weil ihnen keine Hilfe von außen mehr zuteil wird, so niedergeschlagen ob der Auseinandersetzung in den eigenen Reihen -und noch niemals erlebte ich sie so einig und entschlossen. Entschlossen, diesen jämmerlichen Flecken Boden zu verteidigen. Die Mädchen und Jungen, Frauen und Männer aller palästinensischer Fraktionen sollen nämlich, das wissen selbst die Kleinsten, aufgelöst und zerstreut werden bis zu Unerkennbarkeit, nirgendwohin und doch in alle Richtungen.

Nadji, der vor 55 Jahren in der Stadt EI Khalil geboren wurde, die nun Hebron heißt, hat in Damaskus Pläne für die endgültige palästinensische Lösung entdeckt, die Hussein von Jordanien mitbrachte und die Franz Josef Strauß zur selben Zeit auf andere Art mit Hafiz el Assad verhandelte.

Es handelt sich um die gewaltige Summe von 28 Milliarden Dollar, die der »Marshall-Peres-Plan« enthält: zur »Entwicklung des Libanon, Syriens, Jordaniens, Ägyptens und der Westbank«. Dieser noch vage formulierte und bloß aus Absichtserklärungen bestehende Plan, dem der Kanzlerkandidat Rau in Israel öffentlich zustimmte, obwohl er ihn gar nicht kannte, enthält auch die Idee, Zehntausende Palästinenser auf Inseln im Roten Meer anzusiedeln, wo sie für ein soziales Taschengeld Entwicklungsaufgaben übernehmen sollen.

Nadji, der das weiß und wie alle anderen davon überzeugt ist, daß ein für alle Mal Schluß gemacht werden soll mit ihnen und mit dieser verdammten Palästinenserfrage, weiß auch, daß Syrien gemeint war, als man den exemplarischen Angriff auf Libyen startete: denn Syrien soll sich entscheiden, ob es den Plänen der westlichen Ordnungsmächte entspricht oder

nicht. Das Angebot von 28 Milliarden Dollar ist das letzte friedliche in dieser Sache. Aber die syrische Führung ist unsicher, was am Ende für wen herausspringt. Sie möchte erst verhandeln, wenn mindestens eine gewisse militärische Parität mit Israel hergestellt ist und wenn klar garantiert ist, wer wieviel bekommt, an Geld und an Kontrolle über den Libanon und wie es mit der Rückgabe der Golan-Höhen schlußendlich aussieht.

An die 2000 winzige Hohlblock-Gehäuse hatte Shatila für 12000 Menschen, deren Heimstätten im Mai 1985 zu 80 Prozent zerstört wurden. Zwei Wiederaufbaukomitees sind für die Reparatur zuständig und arbeiten zusammen: das eine von der arafatfeindlichen Rettungsfront, das andere von EI Fatah. Aufgebaut wird aus dem Schutt und den zerborstenen Wänden. Baumaterial sind die Ziegel der Ruinen. Andere als eigene Mittel und Möglichkeiten stehen nicht mehr zur Verfügung. Die UNO-Hilfsorganisation UNWRA hat weitgehend ihre Zahlungen gekürzt oder gar eingestellt, der für die medizinische Versorgung zuständige Rote Halbmond erklärt, kein Geld mehr von Arafat zu erhalten, seitdem die Abu Mussa-Leute dessen Strukturen übernommen haben. Kein Geld mehr von den Golfstaaten und keine Arbeitserlaubnis mehr - weder dort noch anderswo - für die palästinensischen Männer. So kommt es, daß die früher recht gut versorgten Flüchtlinge heute typische Mangelerscheinungen und Hungerkrankheiten aufweisen. Zu Essen gibt es kaum noch etwas anderes als fades Fladenbrot, Kichererbsenbrei und ein paar Melonen für die, die jetzt buchstäblich auf ihren Waffenlagern sitzen: dem einzigen Besitz.

Ich gehe zu 3 bewaffneten Frauen zwischen 20 und 30 Jahren und frage eine von ihnen, wie alles angefangen habe, die Beschießungen durch die Araber?

»Wie schätzt Du das ein, was jetzt hier geschieht?«

»Was heißt 'einschätzen'? Das ist doch eine Verschwörung«.

Eine andere Frau wirft ein:

»Das ist Bestandteil vieler Verschwörungen«.

»Warum nennt ihr es eine 'Verschwörung'? Warum nicht einen Zwischenfall, ein unglückliches Zusammentreffen verschiedener Zufälle? Was hat ein Amal-Kämpfer oder ein Soldat von der 6. Brigade für ein Interesse daran, sich gegen euch zu verschwören? Warum sind denn jetzt alle in Alarmbereitschaft und stehen hier bewaffnet? Warum sind denn alle Häuser voll mit Brüdern und Schwestern und Waffen? Es sind doch nicht die israelische Armee oder die Armeen der imperialistischen Staaten, die eure Lager umzingelt haben? «

Eine andere Frau antwortet:

»Natürlich gibt es keine sozialen oder Klassenwidersprüche zwischen draußen und uns hier. Aber es ist eine Frage der Interessen der Führer der verschiedenen Gruppen. Berri und einige andere Chefs bei Amal wollen der Falange und der libanesischen Regierung in Ost-Beirut offensichtlich ein Signal für eine neue Machtverteilung geben. Und da müssen die Palästinenser als Machtfaktor verschwinden, weil das auch eine Bedingung von Israel und den USA ist. Im Grunde ist das heute nur eine andere Art des Vorgehens, um dasselbe Ziel zu erreichen, was sie mit dem Abkommen von 17. Mai 1983 anstrebten. Damals wollten die Israelis mit ihrer Invasion durchsetzen, daß durch die starke Falange - Regierung, die nichts gegen die Interessen Israels unternehmen würde, der Libanon mehr oder weniger zu einer israelisch-westlichen Kolonie wird. Viele libanesische Kräfte waren damals nicht in der Lage, etwas dagegen zu unternehmen. Mußten abwarten und schweigen. Aber nach und nach haben sich alle Kräfte erhoben gegen die Falange, im Schuf, in Beirut, im Süden des Libanons. Allen Kräften ging es erst einmal darum, den Ausverkauf des Landes an Israel und die USA zu verhindern. «

»Und Amal hat an der Spitze der schiitischen Bevölkerung diesen Kampf geführt? «

»Nein, nicht nur Amal. Hier in Beirut haben wir Palästinenser auch selber Aktionen organisiert oder gemeinsam welche mit Amal gemacht. Erzähl ihm mal, was Du gemacht hast«, wird eine andere Frau aufgefordert.

»Na, ich habe nichts besonderes gemacht. Ich bin ein paar Tage in einem langen Gewand gelaufen. Darunter hab ich alles hin- und hergeschleppt, alles mögliche eben, Du weißt schon. «.

»Aber warum denn jetzt dieser 'Lagerkrieg'? Warum hat gerade Amal diesen Kampf gegen die Palästinenser unternommen?«

»Ach, die Beteiligten an diesem 'Lagerkrieg' hier sind sehr unterschiedlich. Alle wollen jetzt nur, daß wir Palästinenser immer mehr in den Hintergrund gedrängt werden, um dann in irgendwelchen Verhandlungen mit Präsidenten, Königen, Großmächten und arabischen Ländern eine Lösung zu finden. Aber an uns geht das vorbei. Das wollen wir nicht und das ist doch tödlich für uns. Wir wollen nicht wieder als Nur-Flüchtlinge unsere Tage absitzen, ohne konkrete Hoffnung zu leben.«

Eine andere Frau ergänzt:

»Aber man muß auch ehrlich sein. Es sind nicht nur irgendwelche Funktionäre, die nicht wollen, daß es eine bewaffnete palästinensische Revolution im Libanon gibt. Sondern da ist dieser Druck aus Amerika und Israel. Die libanesische

Bevölkerung weiß: Wenn Israel die Palästinenser schlagen will, dann kommen sie wieder in den Libanon. Mit Panzern und Schiffen, und vor allem vom Himmel wird Feuer und Tod auf alle fallen, auch auf ihre Dörfer und Kinder. Wir können sie davor nicht schützen und auch kein anderer arabischer Staat. Auch die Amalführer haben - ehrlich oder als Vorwand - gesagt: Wenn es eine gesamtarabische Strategie gäbe, dann würden sie mitmachen, dann wären sie die ersten, die Aktionen machen würden. Aber, so wie es im Moment ist, wollen sie nicht, daß wir wieder stark sind, weil für uns alle bestraft werden.«

»Wer hat denn nun konkret ein Interesse daran, euch auszuschalten: Israel, Syrien, Amal, Amerika?«

»Alle im Grunde genommen: Alle.«

»Aber unterschiedlich«.

Betont eine Frau.

»Wir können nicht alle gleichsetzen. Das Interessen ist bei den einen taktischer Natur, bei den anderen strategisch. Syrien ist ein taktischer Fehler unterlaufen, aber strategisch ist es für uns.«

Sie lachen. Eine Frau umarmt die, die gerade geredet hat. Diese Begriffe kommen ihnen großspurig vor.

Eine der Frauen:

»Strategisch sind viele mit uns, für unsere Rechte und für unsere Revolution, aber taktisch sind sie gegen uns. Taktisch wollen sie uns zur Hölle schicken. Aber wir wollen weder strategisch noch taktische zur Hölle gehen.«

Um 5 Uhr in der Frühe wird im Camp von Ain el Heloueh bei Sidon im Südlibanon aufgestanden. Dann ist die Dunkelheit beendet und die israelischen Flugzeuge könnten kommen, wie vorgestern als sie Täuschungsangriffe auf das Lager flogen, wie gestern als sie ihre Raketen in die Lagerzeilen jagten. Deshalb geht man morgens auf das freie Feld, baut dort Tische und Stühle und Geräte auf. Flüchtet noch aus dem Flüchtlingslager.

Nadji, der lange in West-Berlin gelebt und gearbeitet hatte, bevor ihn der dortige Innensenator als Wirtschaftsflüchtling entlarvte und auswies, erscheint, munterer als sonst, mit einer aufgeschlagenen Tageszeitung: »Lummer ist zurückgetreten!«. Sagt dann erst einmal nichts mehr und dann: »Was war er doch ein schäbiger kleiner Dieb.« Das Attentat auf La Belle ist Tagesgespräch. Nein, die Disco-Bombe findet kaum einer gut, sie sei Ausdruck der Schwäche der Bewegung, Produkt der Massenmorde und Ergebnis der Zerschlagung und der pausenlosen Angriffe auf die palästinensischen Einheiten.

So sei es kein Wunder, daß an jeder Lagerecke ein paar verzweifelte junge Leute von Abu Nidal für solche Aktion angeworben werden könnten. Besonders solche, die ihre Familien, Schwestern, Brüder, Neffen und Nichten im Hagel der Geschosse made in USA verloren hätten.

»Da habt ihr nicht getrauert«, sagt Nadji, der keine einzige Zeile in unserer Presse über das gräßliche Ereignis entdeckte, als israelische Bomber eine Schule mit 150 Kindern unweit der Stadt Baalbek angegriffen und vernichtet hatten.

»Damals starb im Berliner Zoo auch ein Panda-Bär und zehntausende Berliner gingen für Wochen voller Trauer und Ergriffenheit zu dem verwaisten Käfig und der damalige Bürgermeister und heutige Bundespräsident sagte: 'Eine Persönlichkeit ist von uns gegangen'. Er meinte den Bären, und nicht die in Berliner Abschiebekäfige zur selben Zeit getöteten Palästinenser und Libanesen.

So kommt es, daß ein paar junge Leute, die vor lauter Entsetzen und schrecklicher Erinnerung nicht einfach weiter leben können, die Bomben auch zu euch tragen, die uns täglich gelten. Ihr seid nicht moralisch, wenn ihr uns die Terroristen nennt, während die für uns unerreichbare 6. US-Flotte alle Geschütze auf den Nahen Osten gerichtet hat. Ihr seid nur geschäftstüchtig wie eurer Außenminister. Ihr habt einen Deal mit den Israelis gemacht, der lautet so: 'Weil wir euch früher umgebracht haben, euch Israelis, deshalb schweigen wir heute, wenn ihr etwas annähernd vergleichbares mit anderen macht'. Deshalb hat sich bei euch auch gar nichts geändert: Ihr schwiegt im Faschismus der Geschäfte und der Siege wegen - und genauso ist es heute.

Aber was ist mit einer Gesellschaft, die etwas nicht wissen will?«

Konkret 07/86, S. 16

Caroline Fetscher

The Making of a Monster

Gaddafi und Voodoo, Angst und Begehren

Wenn selbst der hartnäckigste Vertreter der Simulationstheorie unter den Professoren in den geisteswissenschaftlichen Fakultäten der Hamburger Universität seine Lehrveranstaltung mit dem gequälten Hinweis abbricht, er müsse »äh, vor dem Gewitter zuhause sein, weil ja, äh, diese Radioaktivität im Regen ist« - und es fällt ihm nicht einmal der passende poststrukturalistische Witz dazu ein -, dann ist Alarmstufe eins gegeben, die Möglichkeit rückt näher, daß es Ereignisse gibt, die es einfach gibt. Denn was würde sich im Grunde besser zur einleuchtenden Illustration der Simulation eignen, als die abstrakte Gefahr durch nuklearen Fallout?

Nein. Der Gelehrte läßt die Chance aus. Er nimmt die Gefahr ernst. Da läuft, unter einem schwarzen Schirm, eine Theorie hinaus in den realen Regen. Washout.

Dabei hatte ich gerade begonnen, mich in die Theorie der Simulation einzufühlen, einzuarbeiten. Allerdings hatte das mit Ereignissen vor dem Fallout zu tun, in der Epoche, die man rein lebensmittelhistorisch in Europa the prenuclear-meltdown-food-time taufen könnte.

Da wurden nicht nur die unverstrahlten Konserven abgepackt, die wir heute antiquarisch suchen, sondern es fielen Bomben auf ein kleines Land, und wer immer reden und schreiben konnte, beteiligte sich an dem weltweiten Diskutieren und Beschwören des Terrors und spielte das weltpolitische Puzzlespiel mit, bei dem aus tausenden von Steinchen die Personifizierung des Terrors geboren wurde, der leibhaftige Gaddafi: Ein großes, buntes, böses Mosaik, dessen Farben chamäleontisch changieren. WANTED, soviel ist klar, gesucht als Verbrecher, und damit negativ - durch ihren Tod - als Erlöser, wird die fragliche Person. Ihr Faszinosum enthüllt sich schon in dem hemmungslosen Pluralismus der Vergleiche, die nirgends fehlen, in keinem Steckbrief, Kommentar, Report oder Psychogramm.

Gaddafi sei der Linken einst als »Fidel Castro Nordafrikas« erschienen, bedauert »Le Nouvel Observateur«, Oriana Fallaci schreibt im »Corriere della Sera«, Gaddafi gehöre eingereiht hinter »Caligula, Dschingis Khan, Hitler, Mussolini, Idi Amin, Bokassa, und Khomeini«, für »Penthouse« stylt ihn Felix Deichmann schon 1980 zum »Teufel Allahs«, zum »Wüsten-Cowboy, schön wie Omar Sharif, verwegen wie John Wayne«, in »Newsweek« sprach man 1977 noch von »A latter-day-Saladin«, 1984 bereits von einem »barbarischen Piraten«, Boenisch erkennt in der »Bunten« nach dem Schußwechsel in der Syrte: »Kein Mörder sieht aus wie ein Mörder.« Außer dem »ruchlosen Beduinensprößling« hat der »Spiegel« meist nur die Plattitüde vom »Wüstensohn« zu bieten, wobei offenbar auf die suggestive Kraft der unterschwelligen Lesart vom »wüsten Sohn« vertraut wird, und ganz allgemein auf das Unwirtliche, Sandsturmartige des Synonyms.

Schichten wir diese Bilder übereinander, um ein Phantombild des Verbrechers zu zeichnen, stellen wir fest: es entgleitet uns immer wieder, wie ein quecksilbriges Palimpsest, kaum daß eine Falte oder ein Auge richtig sitzt. So kann man nicht auf Kopfjagd gehen. Mehr versprechen wir uns da schon von der Typisierung, mit der der »Guardian« einmal zitiert wird: »Es gibt keine Sache, die so schlecht ist, daß sich Gaddafi nicht mit ihr identifizieren würde.«

So einer muß ja auffallen. Kein Wunder: »Wo immer zwischen Kuwait und Casablanca gebombt, geputscht und gemeuchelt wird«, führt »eine heiße Spur« nach Libyen (»Penthouse«, 1980). Ein Mensch, der soviel anzettelt, hat »eine gespaltene Persönlichkeit, und beide Seiten sind bösartig«, wie Numeiri gern zitiert wird. »Newsweek« attestiert ihm »Megalomanie«, Penthouse »pathologischen Haß«, der »Ausfluß zerstörerischer Begabung« sei, »die keiner der namenhaften Diktatoren dieses Jahrhunderts zu ähnlicher Vollendung« entwickelt haben, dieser »Kerl, der es gut findet, wenn elfjährige Mädchen umgebracht werden« (Reagan), »hundert Prozent krank und vom Dämon besessen«, sagte Sadat - was Anlaß zu der Legende bot, er habe es vermieden, Gaddafis Namen auszusprechen.

»Vielleicht wäre mehr Friede auf Erden, wenn er mit fünf Jahren vom Kamel gestürzt wäre«, spekuliert Felix Deichmann, und entschädigt sich, weil das nicht so ist, mit einer Rache-Fantasie: »Für Gaddafis Gehirn in Spiritus würden sicher eine Menge Enzephalogen ein Vermögen zahlen.« »Es gibt Fälle, in denen man den Schuldigen bei den Füßen aufhängen müßte«, wünscht Oriana Fallaci. Auf der Hemdbrust eines schnauzbärtigen Amerikaners im »Time«-Magazin steht »Adios Khadafy«. Die Schrift steht vor einer Rauchwolke, aus der ein Flugzeug nach vollendeter Mission ins Morgenrot emporstrebt. Zuschlagen wollen sie, und wenn das einer für sie unternimmt, »wenn Reagan schon zuschlug, so gibt es berechtigte Kritik allenfalls daran, daß er nicht gleich richtig zugeschlagen hat«, meint Bernd Conrad, Korrespondent der »Welt« (im NDR, am 27. April).

Selten wird gefragt, wie dieses Horrorwesen, »Sohn eines Kameltreibers«, »eines Kamelhändlers«, »einer hungernden Beduinenfamilie«, aufgewachsen in »einem Ziegenlederzelt«, »Zelt aus Teppichen«, »im Westen Libyens«, »im Süden Libyens«, »mitten in der Wüste«, »in einer Oase« überhaupt entstehen konnte. David Reed in »Das Beste« glaubt, die

damals vom Radio ausgestrahlten »Brandreden Nassers«, denen der junge Gaddafi »Tag für Tag wie gebannt lauschte«, hätten ihn »geformt«. »Newsweek« berichtet in der Putschnacht 1969, als Gaddafi zusammen mit anderen jungen Militärs die Macht in Libyen übernahm, habe er den französischen Botschafter aus dem Bett geholt, um sich von ihm Napoleons Leben erzählen zu lassen.

Die ihm am ausführlichsten, und sozusagen als Emissärin des Ex-Kolonisateurs Italien besucht und beschrieben hat, Oriana Fallaci, bekam Ende April im »Corriere della sera« mit elf ganzen Tageszeitungsseiten (gedruckt in fünf Folgen) Platz für das vermutlich größte im Westen erschienene Gaddafi-Portrait. Was seine psychischen Abgründe angeht, nimmt das Ungeheuer hier die Ausmaße des Leviathan an. »Oe e Gheddafi« - auch wenn der Text zu neuen Zehntels »Io« ausmacht, nämlich aus langen Belehrungen über Wahnsinn und Paranoia besteht - eröffnet den Blick auf »eine Hyäne, die sich von Toten ernährt«, einen Mann, der beim Interview vor jeder Antwort »höhnisch lacht« oder »verächtlich lacht« oder »sich unter den Achseln kratzt«. »Ein Verfolger, der sich verfolgt glaubt«, ein »Feigling, der seine Nase nicht zum Bunker herausstreckt«, wenn die Bomben fallen.

Verräterisch vor allem ist es, wie er während des Gesprächs seine Stiefel und den Stiefelabsatz mit den Fingern berührt, was er besser hätte lassen müssen: »Ein Tick des latent Homosexuellen, der im Narzißmus schwelgt.« Denn die Stiefel, schreibt sie, kennen die Psychoanalytiker als Genitalsymbol, den Absatz als das des Phallus. Logisch offenbart sich in den nervösen Angewohnheiten des Interviewobjektes seine Persönlichkeitsstruktur als die eines »exhibitionistischen Frauenhassers«, der aber »nicht mal Männer, sondern nur sich selbst liebt«, »abartige fleischliche Gelüste« hegt und »bizarrem Fetischismus« verfallen sein muß, weshalb er »in ewiger Lüge« zu leben verdammt ist.

Als Gaddafi ihr erklärt, man habe in Libyen italienische Soldatenfriedhöfe aufgelöst, nicht um sie zu schänden, wie Fallaci ihm vorwirft, sondern »weil sie den Bebauungsplänen der Revolution im Weg waren«, sieht sie seine Augen »schlau leuchten« und freut sich: »Endlich gefiel mir unsere Begegnung. Er lieferte, was ich wollte: Das Portrait des Paranoiden.«

Auch Safiyah, die Ehefrau des »Colonnello«, über die »Penthouse« zu berichten weiß, daß er sie »von der Bühne eines Tanzvarietés wegheiratete«, während sich »Quick« und »Bunte« auf die Version geeinigt haben, daß sie Krankenschwester war und er sie als Patient kennenlernte, gerät bei Fallaci in den Sog ihrer Wahrnehmung. »Häßlich« sei sie, »sehr eifersüchtig« und habe »Hände, wie Cassius Clay« - das übrigens richtet sich zur Abschreckung an die Verehrerinnen des »feigen Mäzen des Terrorismus«, die ihm aus aller Welt Briefe schreiben. Vielleicht richtet es sich auch an die Kollegin Mirella Bianco, seine Biographin, die ihn in seinem »Empfinden für Klarheit und Schönheit« mit dem Propheten Mohammed vergleicht, denn, »keine Frage, er hat Aura. Besonders bei den Damen« (natürlich »Penthouse«). Aber Achtung - in der »Bunten« warnt schon Boenisch: »Auch Hitler soll gelegentlich nett zu Frauen gewesen sein.« Manche sind gleich von vornherein weniger nett. Am Tag nach dem Bombenangriff auf Libyen las ein Korrespondent des »Time-Magazine« die auf eine Missile des US-Flugzeugträgers »Ainerica« gekritzelte Inschrift: »Diese ist für Moammars Mutter«.

The Making of a Monster - und es ist aus nichts als Texten gebastelt, aus denen die schiere Sehnsucht nach Monstern klingt, das Begehren nach den Möglichkeiten, die es bietet, solche Texte, die sonst auf der Suche nach einem Objekt umherirren, hier in dieses einzuschreiben. Zugleich ist es Entsorgungsdepot für Angst, Terrorismus-Angst, diffuse Sammelchiffre für »Das Böse«, Leinwand für Rachefantasien, die schließlich in den realen Rache-Akt, Rache-Output münden. Und niemand »kann das gute Gefühl danach leugnen« (»Newsweek«), das aus der vorübergehenden Verheißung der Erlösung von allem Bösen resultiert.

Das Symbol für den Weltterror = »die Angst der Welt« wird solange in den Texten stigmatisiert und in effigie verbrannt, bis klar ist, daß es das Opfer ist, dessen vergiftetes Blut vom Altar fließen muß. Die politische Alchemie schmilzt ihre Feinde zusammen in ein einziges Destillat »Gaddafi«. Bringt die Macht dieses Destillat zur Explosion, hat sie mit einem Schlag alle Feinde erledigt, die darin repräsentiert werden.

Medientechnisch und ethisch ist der Einzelfeind heute »praktischer«, seine gigantische Simulation besser herzustellen, als die einer »feindlichen Volksgruppe«, Klasse, Subkultur oder was sich sonst noch anböte, sogar praktischer als »die Kommunisten«, denn man hat Aussicht auf schnellen Erfolg. Ein Einzelner ist leicht zu jagen, politisch und/oder physisch. Nach ihm baut man den nächsten auf.

Schon das halbgeglückte Attentat stärkte bei 60 Prozent der Amerikaner »den Stolz, US-Bürger zu sein« (Umfrage des »Time-Magazine«). Der Jubel wäre noch größer, hätten sie seinen Kopf gehabt, worauf es der Luftangriff auf die Bab-A1-Aziza-Kaserne ja angelegt hatte.

Die Symbolperson ist indessen in dem dichtgesponnenen Textkokon so vollkommen verschwunden, daß es sich kein seriöser Mensch leisten kann, den Hinweis wenigstens auf die Unzurechnungsfähigkeit und Terrortätigkeit des »irregeleiteten Idealisten« (Helmut Schmidt) zu unterdrücken.

Die Simulation - das simulacrum - ist perfekt.

Vielleicht, denke ich, beginnt sich die Person im Kokon schon nach dem simulacrum umzuformen? Oder sie erstickt, sie wird wahnsinnig? Sind solche Gedanken nur der Beweis für die Effektivität der Simulation? Brainwash?

Jetzt könnte man über die Kolonisierung schreiben, über den italienischen Faschismus in Libyen, das britische Militärprotektorat, Senfgasbomben, die auf nomadische Widerstandskämpfer fielen, Konzentrationslager, in denen man tausende von Beduinen seßhaft machen wollte, Kämpfe, Mentalitäten, Gewalt und ihre Ursachen, die es auch in Libyen gibt.

Man könnte die Frauenemanzipation in Libyen erwähnen, das Scheidungsrecht, Schulen, Universitäten, all das, was sich in den Gaddafi-Texten bisweilen in solche Sätze verirrt, die mit »Zugegeben ... « anfangen.

Das sollte man wirklich tun. Wer sich nämlich in solchen Fällen daran macht, den Urtext zu entziffern, wäre ein guter Spielverderber. Ja, so kommentierte das »Time-Magazine« den Angriff auf die libyschen Städte: »It was time to play the Great Game...«

Konkret 07/86, S. 20

Günter Amendt

A Hard Rain

Kommunisten, Atomenergie und die Friedensfrage

Wer erinnert sich noch an den &Abschuß der KAL-Boeing auf dem Flug von Anchorage nach Seoul? Ich komme nur darauf, weil es auch damals nicht leicht war, den Kopf kühl zu halten, sich der allgemeinen Hysterie zu entziehen und antisowjetischer Propaganda zu verweigern. Nur »UZ«-Leser hatten es einfach. Sie wußten bereits nach zwei Tagen was Sache war. Heute wissen es auch die Leser der »Frankfurter Allgemeinen«.

Worin unsere Stärke besteht, darin liegt nicht selten auch unsere Schwäche. Wir haben zu oft recht gehabt. Das brachte bereits Herrn Keuner in Grübeln. »Ich habe bemerkt«, sagte er, »daß wir viele abschrecken von unserer Lehre dadurch, daß wir auf alles eine Antwort wissen. Könnten wir nicht im Interesse der Propaganda eine Liste von Fragen aufstellen, die uns ganz ungelöst erscheinen?«

Bis Tschernobyl gehörte die zivile Nutzung der Atomenergie für viele Kommunisten in der Bundesrepublik zu den halbwegs gelösten Fragen, vorausgesetzt, die Atommeiler standen auf sozialistischem Boden. Auch Tschernobyl vermag nicht an Grunderkenntnissen marxistischer Theorie zu rütteln. Ob die Entfaltung der Produktivkräfte in Destruktion münden oder dem Fortschritt der Menschheit dienen wird, hängt von den Eigentumsverhältnissen ab. Dabei bleibt es. Theoretisch. In den sozialistischen Ländern sind bisher nur die Voraussetzungen für eine friedliche Entwicklung geschaffen. Vom ersten Tag der Oktoberrevolution bis heute mischten sich faschistische Aggression und imperialistische Bedrohung in den Aufbau des Sozialismus ein.

Trotz allen Drucks von außen hat die Sowjetunion bei der Entwicklung von Produktivkräften ihre Besonnenheit oft genug unter Beweis gestellt. Es ist ihr Verdienst, die Atombombe und damit eine von den USA entwickelte destruktive Energie durch den Bau des ersten Reaktors zur Elektrizitätsgewinnung zivilisiert zu haben. Auch die Konzeption der sowjetischen Weltraumforschung mit ihrem Verzicht auf spektakuläre Mätzchen, wie die Mondlandung von Astronauten, spricht für Besonnenheit. Dennoch bestimmt nicht die Sowjetunion allein die Dynamik ihrer technologischen Entwicklung. Sie ist immer auch gezwungen, die destruktive Seite mitzuentwickeln. Für Schlendrian und Schleuderei, für kleine und große Zwischenfälle im Produktionsablauf mag der »subjektive Faktor« - der Mensch also - verantwortlich sein. Im Bereich der Hochtechnologie, die immer auch Militärtechnologie ist, dominiert ein objektiver Faktor: der Imperialismus. Oder anders: Unter dem Einfluß der imperialistischen Bedrohung sitzt der »subjektive Faktor« mitten im Reaktor.

Das alles wissen jeder Kommunist und jede Kommunistin. Einige scheinen es aber vergessen zu haben. Deshalb der Schock nach Tschernobyl, den auch der DKP-Parteitag unmittelbar nach der Katastrophe nicht zu dämpfen vermochte. Ein provozierend rechthaberischer Kommentar des »UZ«Chefredakteurs trug zur Schockmilderung wenig bei, im Gegenteil, er löste eine Verärgerung aus, die sich bei vielen Kommunisten bis heute nicht gelegt hat. Auch in den folgenden Tagen und Wochen schien sich die »UZ« wenig Mühe zu geben, die »Sorgen und Ängste« ihrer Leser und deren politischen Verstand ernst zu nehmen.

Sollte es eine Hysteriekampagne wirklich gegeben haben, dann hatte auch die Verharmlosung Kampagnencharakter. Weil sich die »UZ« aber an einer Hysteriekampagne nicht beteiligen wollte und nie beteiligt hat, fand sie sich unversehens auf der Seite der Verharmloser wieder. Es ist schon erstaunlich, wer im Umfeld von Tschernobyl in der »UZ« plötzlich zu Wort kommt. Selbst »BILD« wird zustimmend zitiert. Da wird Kanzleramtsminister Schäuble zur »Entwarnung« herangezogen, da äußern sich Wissenschaftler, deren Verflechtung mit der Atomenergie in jedem Pressearchiv dokumentiert ist. Es ist so, wie ein CDU-Umweltminister vermutet und nach dem Kompetenzgerangel entsetzt fragt: Wird man denn »nur noch von einer zweckgebundenen, stets interessenbezogenen Wissenschaft sprechen müssen?« Man wird. Es ist so, und es war schon immer so.

In dem Zusammenhang: Mir ist schleierhaft, wie sich eine Strategie bewähren soll, die einerseits die Kompetenz von »Wissenschaftler gegen SDI« beansprucht, andererseits den gleichen Wissenschaftlern indirekt die Kompetenz abspricht, wenn es um AKWs geht. Man überprüfe einmal die Unterzeichnerlisten des Aufrufs der Naturwissenschaftler unter diesem Gesichtspunkt. Es ist zwar sachlich richtig, ein Umfrage-Ergebnis, das zwei Drittel der bundesdeutschen Bevölkerung als AKW-Gegner ausweist, unter der Überschrift zu präsentieren, soundsoviel Prozent der Bevölkerung seien »gegen das Bonner Atomprogramm«. Politisch liegt dieser Aufmacher aber total daneben. Unter der Wolke von Tschernobyl hat sich der Horizont der Leute erweitert. Sie sind gegen AKWs überhaupt.

Ganz offensichtlich sieht die »UZ« in der Tschernobyl-Diskussion eine antisowjetische Kampagne. Mein Problem: Ich sehe diese Kampagne nicht. Hier nicht. Das mag in den USA anders sein. Die Ausbrüche der rechtsradikalen Riege um Zimmermann, Geißler und Strauß sowie Kohls unverschämte Schadensersatzforderungen beim Revanchistentreffen der

Sudentendeutschen überschreiten nicht das Maß des Gewöhnlichen und Gewohnten. Eine Kampagne ist das nicht. Die hätte auch keine Chance, denn diesmal lassen sich die Menschen nicht so leicht ablenken, ihre Ängste sind zu elementar.

Auch aus der Informationspolitik nach Tschernobyl ließ sich nur wenig antisowjetische Propaganda herausschlagen. Einmal, weil die Vorwürfe in der Substanz nicht zutreffen - man kann nur mitteilen, was man weiß, das Problem bestand also weniger im Informationsmangel als in mangelndem Problembewußtsein -, zum andern gehört das Wissen um die manipulative Informationspolitik hiesiger AKW-Betreiber zum festen Bestandteil des allgemeinen Mißtrauens gegenüber öffentlichen Verlautbarungen. Das mindert die Erregung über die Informationspolitik anderswo. Informationsnachbesserungen im Anschluß an Tschernobyl bestätigten im übrigen das Wissen der Skeptiker: Reaktorunfälle in den USA und England, ein verseuchtes Testlabor in Nevada, der Beinahe-Gau in Frankreich, zuletzt der Störfall in Hamm-Uentrop.

Auch wer das Meßwerte-Chaos und die daraus folgenden administrativen Handlungsanleitungen als »antisowjetische Stimmungssache« begreift, verkennt, daß die unterschiedlichen Meßwerte und die aus ihnen abgeleiteten unterschiedlichen Maßnahmen metereologisch bedingt und (legitimerweise) parteipolitisch motiviert waren. Es wäre ja ein Witz, wenn sich die politischen Differenzen in der Bewertung der Atomenergie nicht auch als politischer Fallout in den Reaktionen auf den Unfall niedergeschlagen hätten. Hinzu kommt, daß der Verwaltungsapparat mit all seinen wissenschaftlichen Experten im Hintergrund auf die Katastrophe »innerlich« so wenig vorbereitet war wie die entsprechenden Institutionen in der Sowjetunion.

Wenn Zimmermann jetzt »mehr Bundeskompetenz« fordert und dem atomaren Zentralismus das Wort redet, dann geht es natürlich nicht um administrative Vereinheitlichungen, sondern um politische Gleichschaltung. Der merkwürdige Vorschlag des sowjetischen Botschafters in einer ZDF-Sendung, man möge doch Zimmermanns Daten vertrauen, dürfte in der kritischen Öffentlichkeit mehr zur Verärgerung als zum Hysterieabbau beigetragen haben, wenn man überhaupt von Hysterie sprechen darf.

Die Erklärung des DKP-Präsidiums »Schluß mit dem Bonner Atomprogramm! Weg mit allen Atomwaffen aus unserem Land! « ist eindeutig, vernünftig und leicht verständlich - wäre da nicht eine Passage, die schon für viele Kommunisten schwer akzeptierbar ist, für deren Bündnispartner im Kampf gegen AKW-Betreiber und Atomwaffenproduzenten aber kaum verkraftbar: »Wir bleiben bei dem in unserem Parteiprogramm begründeten grundsätzlichen Ja zur friedlichen Nutzung der Kernenergie.« Dieser Satz könnte aus einem Sprachlabor der AKW-Betreiber entwichen sein. Erstens: Die »friedliche Nutzung« der »Kernenergie« ist ein Abfallprodukt der militärischen, der Gegensatz von militärisch ist nicht »friedlich« sondern zivil. Zweitens: Es geht um Atomenergie und nicht -verharmlosend - um Kernenergie. Schließlich wird hier eine grundsätzlich richtige Feststellung so verabsolutiert, daß sie jede Erkenntnis über die Dialektik des Fortschritts verstellt. Kommunisten sagen grundsätzlich Ja zum Fortschritt, das bedeutet nicht, daß sie jeden einzelnen Schritt nachvollziehen und sanktionieren. »Ihr mögt mit der Zeit alles entdecken, was es zu entdecken gibt, und euer Fortschritt wird doch nur ein Fortschreiten von der Menschheit weg sein. Die Kluft zwischen euch und ihr kann eines Tages so groß werden, daß euer Jubelschrei über irgend eine neue Errungenschaft von einem universellen Entsetzensschrei beantwortet werden könnte.« Das hat Brecht unter dem Eindruck von Hiroshima und Nagasaki geschrieben und seinem Galilei in den Mund gelegt. Es gilt heute umso mehr, wo eine klare Linie zwischen militärischer und ziviler Nutzung der Produktivkräfte kaum noch zu erkennen ist.

In dieser politisch hochbrisanten Situation einen unproduktiven ideologischen Streit über die Beherrschbarkeit der Atomenergie zu führen, ist nicht nur sinnlos, sondern auch riskant, weil eine Partei, die sich darauf einläßt, sich selbst politisch schwächt und ihre Bündnispartner verprellt. Aber, bitte sehr, wer es braucht, soll es haben: Die zivile Nutzung der Atomenergie ist beherrschbar. Und jetzt? Wie weiter? Wem ist mit dieser Feststellung gedient? Wem soll sie nützen? Wer will sie historisch überprüfen? Unsere Generation wird es nicht sein, auch nicht die nächste oder übernächste. Das Problem wird an die Halbwertzeit-Generation verwiesen, die wird entscheiden, ob sich das Risiko gelohnt hat.

Ob beherrschbar oder nicht, wir wissen, was wir wissen und wir werden in der Zeit die vor uns liegt, ständig daran erinnert werden, daß der Weg zur Beherrschbarkeit mit schrecklichen Risiken verbunden ist, Risiken, die »im Namen des Fortschritts«nicht vertretbar sind und mit allen bisherigen Risiken und Opfern in der Geschichte des menschlichen Fortschritts nicht vergleichbar. Zwischen all den Beschwichtigungsversuchen der AKW-Betreiber, zwischen morgen oder übermorgen, mittel- oder langfristig, demnächst oder in absehbarer Zeit, kann es für die Anti-AKW-Bewegung nur eine treffsichere Parole geben: Abschalten. Und zwar sofort. Danach erst kommt die Stunde der Realos.

Das ist auch die Stunde der Kommunisten. Ihre Aufgabe ist es, eine Realität in die Auseinandersetzung einzubringen, die den europäischen Horizont überschreitet, die »Dritte Welt« einschließt und die Atomenergie mit der Friedensfrage verbindet. Friedensbewegung und Anti-AKW-Bewegung werden zu einer Anti-Atom-Bewegung verschmelzen, denn die Abwrackung aller AKWs ist nur zu haben bei gleichzeitigem Abbau aller Atomwaffen. In diesem Prozeß könnten sich einige auf dem Trittbrett der Bewegung wiederfinden, von dem sie, ist der Zug einmal in Bewegung, unsanft heruntergestoßen werden. Denn wer in dieser Bewegung aktiv mitwirken will, muß zu mehr bereit sein, als das nationale

Atomprogramm zu bekämpfen, so sinnvoll die Forderung »Abschalten *hier* und jetzt« auch ist. Schließlich gilt es als erster Schritt die AKW-Vorrüstung im Westen wenigstens auf das Niveau der RGW-Staaten zu drücken

Unterdessen setzen die AKW-Betreiber auf das Abklingen der allgemeinen Erregtheit. Ihre Gauleiter preisen das Hochsicherheitskonzept bundesdeutscher Reaktoren und bieten zusätzliche Sicherheitsvorkehrungen an. Bei der Gelegenheit werden sie ihrem Angebot auch noch den »Zivilschutz-Gedanken« beilegen. Das ist die CDU-Reaktorlinie, wie sie im Vorfeld der Niedersachsenwahl in Brokdorf bereits betrieben wurde.

Jeder, der sich auf diese Sicherheitsdiskussion einläßt, bricht in die Front der AKW-Gegner ein. Das gilt auch für die Erklärung des DKP-Präsidiums: »Der Umgang mit dieser Produktivkraft erfordert besondere Sorgfalt und Behutsamkeit. « Nein, der Umgang erfordert den Abgang bzw. die Abschaltung, und die ist bereits -soweit sind wir schon - mit enormen technischen Risiken verbunden, selbst wenn heute alle Reaktoren in Ost und West stillgelegt würden.

Analog zur Raketen-Zählerei müssen wir uns jetzt auf eine Kilowatt-Stunden Rechnerei gefaßt machen. Aber alle Rechnungen und Gegenrechnungen werden nicht verbergen können, daß der Ausstieg mehr kosten wird als ein paar Strompfennige. Der Ausstieg setzt eine Umstrukturierung des Staatshaushaltes voraus, aber auch die privaten Haushalte werden nicht verschont bleiben. Es geht auch um Konsumverzicht - oft auch nur um den Verzicht auf Güter, von denen man, kaum hat man sie abgeschrieben, auch schon merkt, daß man sie gar nicht brauchte. Konsumverzicht ist möglich und nötig, nicht jedoch an der Eigentumsfrage vorbei. Ohne Umverteilung läuft politisch nichts. Da werden auch die Gewerkschaften, die in Hamburg gerade für den Ausstieg votiert haben, nicht mitmachen.

Das auf Dauer massenwirksamste »Argument« der AKW-Betreiber und ihrer Parteien-Lobby gegen den nationalen Ausstieg aber wird die Weigerung der Nachbarländer sein, dem bundesdeutschen Beispiel zu folgen. Genau deswegen werden diejenigen »abgeschaltet« werden, die auf ihrem »grundsätzlich Ja« zur zivilen Nutzung der Atomenergie bestehen. Sie rechtfertigen nicht nur den Aus- und Weiterbau anderswo, sie untergraben die Glaubwürdigkeit ihrer eigenen Forderung »Weg mit dem Bonner Atomprogramm« und nehmen der Forderung der Anti-Atom-Bewegung »Abschalten. Jetzt« die Stoßkraft.

Die Atomenergie ist zu einer »Bekenntnisfrage« geworden, da hat die »Frankfurter Rundschau« recht. Es kommt darauf an, sie wieder zu einer Erkenntnisfrage zu machen. Und die Erkenntnis der Naturkräfte sagt uns, daß es einen Punkt gibt, an dem eine Technologie nicht länger vertretbar ist, weder vom wissenschaftlich-technologischen noch vom ethisch-humanistischen Standpunkt. Strittig kann nur das Wie und Wann sein. Dabei darf nicht übersehen werden, daß von der wirtschaftlichen Selbstbehauptung der sozialistischen Staaten unter anderem auch abhängt, ob Angola, Cuba und Nicaragua sowie die Befreiungsbewegungen in Afrika, Asien und Lateinamerika dem Imperialismus zum Fraß vorgeworfen werden. Auch Tschernobyl hat die Zuspitzung der internationalen Lage nicht verhindert. Im Schatten der Wolke über Europa setzen die USA ungeniert ihre Atomtests fort. Auch Frankreich zeigt sich unbeirrt. Die NATO beschließt die Produktion einer neuen Chemiewaffen-Generation, -und die USA beginnen überall in Europa, wo ihre Truppen stationiert sind, Blutkonserven anzulegen. Ein böses Vorzeichen.

Sorgen wir dafür, daß die Atomsprengköpfe entschärft werden. Das entschärft die Lage, das nimmt den Druck weg, das schafft Entspannung. Entspannung, Abrüstung und friedliche Koexistenz sind die Voraussetzung für alles andere. Alles andere, das heißt: Abwracken der Atommeiler in West und Ost.

Konkret 07/86, S. 24

Franz Christoph

Tschernobyl undsoweiter
Krüppel aus dem Sack

Ich bin kein Umweltkrüppel. Meine Abweichung vom gesunden Volkskörper rührt von einer Kinderlähmung her. Und doch habe ich, die »verbitterte« Spätmißbildung, der Angst, die der Ostwind brachte, wenigstens fünf Vollsuffs zu verdanken.

Dabei hatte es so gut angefangen. Gemeinsam mit nichtbehinderten Freunden verfolgte ich die neuesten Entwicklungen am Strahlenmarkt. Endlich ein Thema, wo wir einig sein konnten. Petrus hatte uns Glück, den Schweden Pech beschert.

Doch als die Wolke drehte, begann ich Angst zu bekommen: Angst vor ihrer Angst. »Jetzt müssen wir handeln«, sagte einer, »sonst werden wir noch alle zu Krüppeln.« Zaghaft fragte ich: »Habt ihr Angst, so zu werden wie ich?« Nein, sagten sie, »du lebst ja schon. Aber das kann doch nicht heißen, daß alle Leute Krüppel werden müssen«.

Dann kommen die Schlagzeilen-. »100 000 Krebstote und Millionen Mißbildungen drohen. « Keiner findet etwas dabei, wie da das Krüppelsein mit dem Tod gleichgesetzt wird. Ich stelle mir vor, wie ein sowjetischer Kernkraftkrüppel vor deutschen AKW-Gegnern spricht - in einem T-Shirt mit der Aufschrift: »Die Überlebenden werden die Toten beneiden«

Im Nebenzimmer duscht die Mutter ihren von Radioaktivität bedrohten Jungen »bis zur Vergasung«, während ich gerade ihrem Freund das Zugeständnis abringen kann, daß Krebskranke, bevor sie der »Sterbehilfe« in die Hände fallen, »auch« und »trotzdem« Menschen sind.

Tags darauf erlebe ich eine Krisensitzung. Eine Mutter fragt ängstlich einen Experten: «Muß ich jetzt wegen der Verseuchung abtreiben?« Der Experte sagt: nein. In den Nachrichten bestätigt die Strahlenschutzkommission sein Urteil. Was heißt das? Nichts anderes als dies: Bei größerer Strahlenbelastung und erhöhter Gefahr von Mißbildungen wären im Rahmen der Volksfürsorge Massenabtreibungen angezeigt.

Nun weiß ich ja nicht erst seit gestern, daß der Lebenswert Behinderter geringer geschätzt wird als der Normaler. Trotzdem erschreckt mich die Kaltblütigkeit, mit der sich das gesunde Volksempfinden jetzt Bahn bricht. Sogar bei Frauen aus der alternativen Szene, die den Verharmlosungen offizieller Stellen zurecht mißtrauen, Schwangerschaftshilfe-Gruppen gründen und zu Frühuntersuchungen pilgern - mit dem Vorsatz, im Falle eines ungünstigen Bescheids das werdende Elend abzutreiben.

In einem Artikel beschwert sich die deutsche Feministin Viola Roggenkamp, daß in Indien die Frühuntersuchung von Schwangeren dazu mißbraucht wird, ungewolltes weibliches Leben zu verhindern. Ironisch fragt sie eine Inderin, die aus Angst vor dem Leben, das einer Frau dort bevorsteht, ihre werdende Tochter abgetrieben hat: »Glaubst du, daß Gott einen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen macht?«

Die Feministin macht mir ungewollt klar, gegen wen die Furcht vor Krüppelföten sich richtet: In unserer Gesellschaft bin ich es, der zu einer ausrottenswürdigen Gruppierung gehört. Die Forderungen nach Emanzipation Behinderter können mich nicht darüber hinwegtrösten: Ich sitze vor dem Duschraum - während das Heer der einfältig fortschrittlichen Journalisten, die nur »Normalität« und »Natürlichkeit« im Kopf haben, wieder einmal von nichts weiß. Für die Tschernobyl-Geschichte des Westberliner Stadtmagazins »Zitty« mußte die Bürgermeisterin Laurien Haare lassen: Glatzköpfig strahlte sie vom Titelbild. Der Krüppel dient ihnen als Menetekel. Nein, sie haben nichts gegen mich, denn mich gibt es ja schon, deshalb darf ich weiterleben.

Eine Freundin will mich trösten: »Du darfst dich nicht so sehr mit den zu verhindernden Krüppeln identifizieren, denn du bist konkret, dich kann ich anfassen, mit dir kann ich reden. Was bedeutet dagegen ein abstrakter Krüppelfötus?« Sie denkt gesund und moralisch zugleich. Doch ich begreife: Es gibt nur einen Schutz vor der Wiederholung der Geschichte - die völlige Gleichstellung von behindertem und nichtbehindertem Leben in jeder Phase, auch in der vorgeburtlichen. Nur so ist zu verhindern, daß sich Argumente für eine eugenische Indikation einmal gegen ausgewachsenes Elend richten.

Wer wird eine solche Forderung unterstützen? Die wenigen Demonstrationskrüppel, die durch kritische Anpassung eine emotionale Nähe zu ihren fortschrittlichen Freunden herzustellen versuchen? Oder die Grünen? Bei denen hätte ich gewiß als dreibeiniges Kamel mehr Chancen. Ich fiele dann unter Artenschutz. So bin ich nur ein mißlungenes Lebewesen, das bis auf weiteres »auch« oder »trotzdem« »ein Mensch ist«.

Konkret 07/86, S. 24

Wolfgang Pohrt

Tschernobyl undsoweiter
Ordnung im Notstand

Das Reaktorunglück von Tschernobyl war einer der seltenen Fälle der drohenden Gefahr für die ganze Nation, welche vom autoritären Regime nicht zu Propagandazwecken beschworen oder mutwillig herbeigeführt werden müssen, damit es seine Existenzberechtigung und seine Vorzüge unter Beweis stellen kann. Mittlerweile steht zweifelsfrei fest, daß die Sowjetregierung die ihr praktisch in den Schoß gefallene Chance, Leistungsfähigkeit und Besonnenheit zu demonstrieren, optimal genutzt hat, ganz im Gegensatz zur Bundesregierung, die sich als unfähig erwies. Anflüge von absolut unbegründeter Panikmache zu unterbinden, mit dem Resultat, daß es eine Weile schien, als würde das Unglück in der UdSSR Opfer vor allem unter bundesrepublikanischen Jodtablettenkonsumenten fordern, mit dem Resultat auch, daß im Falle eines Reaktorunglückes hier man sich vor den Strahlen vermutlich weniger ängstigen muß als vor dem entfesselten Selbsterhaltungstrieb der Mitbürger.

Jedes halbwegs realistische Katastrophenszenario für ein westliches Land sieht die Möglichkeit vor, daß durch die direkten Unglücksfolgen weit weniger Menschen zu Tode kommen als durch die anschließende Panik. Allgemein ist bekannt, daß gesicherte Informationen über ein unmittelbar bevorstehendes Erdbeben der Bevölkerung einer Millionenstadt nicht mitgeteilt werden dürften, weil die von der Warnung verursachte Panik mehr Menschen das Leben kosten kann als das Erdbeben selber und dessen Folgen sich mit Bestimmtheit durch die Warnung verschlimmern. Jeder weiß, daß die Kapelle auch unter Lebensgefahr weiterspielen muß« wenn im Tanzlokal ein Brand ausbricht, weit nur damit verhindert werden kann, daß verängstigte Menschen in kopfloser Furcht einander tottrampeln. Als in einem Brüsseler Fußballstadion 30 Menschen umgekommen waren, wurde trotzdem das Spiel angepfiffen, und selbstverständlich wurde das Publikum nicht über die Zahl der Opfer informiert, weil andernfalls ein Blutbad zu befürchten gewesen wäre. Es ist sonnenklar, daß im Katastrophenfall das Recht auf freie Informationen hinter dem Recht auf körperliche Unversehrtheit zurückstehen muß; daß in diesem Ausnahmezustand nur solche Informationen verbreitet werden dürfen, die über abwendbare Gefahren aufklären; daß Nachrichten von solchen Gefahren unterdrückt werden müssen, gegen die die Bevölkerung sich nicht schützen kann, und deren Bekanntwerden deshalb außer Panik nichts bewirkt. Im Sinn der einzig möglichen Schadensbegrenzung, nämlich der Verhinderung zusätzlicher Panik, hat die sowjetische Regierung sich mustergültig und höchst verantwortungsbewußt verhalten, als sie die Maifeier in Moskau und Sportveranstaltungen in Kiew durchführen ließ. Zu ernst war die Lage, als daß man es hätte riskieren können, die Bevölkerung durch ein ernstes Wort aus dem Mund des Kreml-Chefs in Panik zu versetzen.

Umso verwunderlicher, daß auch Gremliza (KONKRET 6/86) der Sowjetregierung »impertinierte Gelassenheit« vorwirft in einer Situation, in welcher sich die Betroffenen keine Betroffenheit leisten dürfen, weil die Show weitergehen muß und Bekundungen eines ungebrochenen Vertrauens in die Kernenergie zumindest solange zum Programm gehören, wie am Reaktor von Tschernobyl noch gearbeitet werden muß. Mit der schlechten Betragensnote, die an die Sowjetregierung vergeben wird, wird vielleicht eine Kritik nachgeholt, die an anderer Stelle besser angebracht wäre.

Wie jedes moderne autoritäre Regime zeichnet sich auch das sowjetische aus durch ein Maß an Repression, welches im Normalfall sinnlos, weil überflüssig ist. Zur Verdeutlichung: Von den ersten Menschen, die ein schwaches Anhängsel der Natur und dieser hilflos preisgegeben sind, wird niemand verlangen, daß sie sich als Verein freier Produzenten organisieren, sondern mit Grund wird hier die bedingungslose Unterordnung des einzelnen unter das Kollektiv mittels drakonischer Strafen erzwungen, weil nur die geschlossene Formation in der feindlichen, noch unbearbeiteten Natur überleben kann. Zwar ist auch der Entwicklungsstand der Produktivkräfte in der Sowjetunion weit von dem Punkt entfernt, wo jeder nach Maßgabe seiner Bedürfnisse konsumieren und nach Maßgabe seiner Fähigkeiten tätig werden könnte. Wenn die Sowjetunion noch nicht eingelöst hat, was Marx und die Kommunisten sich vom Kommunismus versprachen, wenn also auch in der Sowjetunion die Arbeiter gezwungenermaßen ein Leben lang in der Fabrik schuften müssen wie im Westen, so ist das kein Grund, dem Regime besondere moralische Vorwürfe zu machen, denn es steht nicht in seiner Macht, das Wunder zu vollbringen, ein mehrmals zerstörtes Land kurzfristig in die materielle Basis für ein Leben ohne Not und Zwang zu verwandeln. Sehr wohl aber besitzt die Sowjetregierung die Macht, unter Normalbedingungen, im Alltag die Bevormundung, Gängelung und Täuschung der Bevölkerung und die Unterdrückung der Opposition zu unterlassen. Längst hat auch die UdSSR einen Stand der Produktivkraftentwicklung erreicht, auf welchem die Unterdrückung der Opposition durch Kriminalisierung und Psychiatrisierung keine materielle Notwendigkeit mehr für sich reklamieren kann, sondern nur noch einen überflüssigen, despotischen Willkürakt darstellt - jedenfalls unter Normalbedingungen.

Daß die Grundrechte der einzelnen - Informationen, Meinung, Freizügigkeit, körperliche Unversehrtheit etc. - nicht auf einem reinen Willensakt beruhen, sondern daß sie materiell abhängig sind vom Maße, in welchem es der Gesellschaft

gelungen ist, sich vom Naturverhältnis zu emanzipieren, steht unausgesprochen in jeder Verfassung. Wird die Gesellschaft nämlich wieder auf die Natur zurückgeworfen, im Falle großer Naturkatastrophen oder im Kriegsfall, so ruft die Regierung den Notstand aus, sie nimmt sich Sondervollmachten, welche die Grundrechte außer Kraft setzen, denn jede Katastrophe erfordert klare Kommandostrukturen und Gehorsam, wie man auch bei der Feuerwehr im Ernstfall nicht erst eine Betriebsversammlung einberufen und über die Planung der Löscharbeiten demokratisch abstimmen kann.

In diesem Sinn schuf das Reaktorunglück von Tschernobyl einen Ausnahmezustand, der erstmals das sonst überflüssige und sinnlose Maß an Bevormundung und Gängelung der Bevölkerung durch die sowjetische Regierung vorübergehend gerechtfertigt hat, und es ist nicht einzusehen, warum die Regierungspolitik ausgerechnet dann kritisiert wird, wenn sie ausnahmsweise durch besondere Umstände ins Recht gesetzt ist.

Konkret 07/86, S. 25

Jürgen Reents

Tschernobyl undsoweiter
Grün und schwanger

Die Bundesgeschäftsstelle der Grünen hat in der BRD lebende Ausländer(innen) durch Anzeigen in der jeweiligen Landessprache auf die Gefahren durch den Tschernobylunfall aufmerksam gemacht und Verhaltensvorschläge gegeben. Etwa: »Vermeiden Sie in den nächsten zwei Wochen jede Schwangerschaft.« Allerdings scheint dies nur für Frauen aus Jugoslawien, Portugal und Italien ratsam - auf spanisch, türkisch, griechisch und arabisch fehlt dieser Rat. Damit nicht genug. Die je nach Nationalität unterschiedliche Gefährdung ist noch komplizierter. Entsprechend dem Veröffentlichungsdatum hätten Jugoslawinnen bis zum 23. Mai, Portugiesinnen aber bis zum 26. Mai Schwangerschaften vermeiden müssen und da irgendein »Italia-Express«-Reisender in der Bundesgeschäftsstelle offenbar meinte, daß Italienerinnen es ohnehin nicht so genau nehmen, ist der Rat in italienischer Sprache ganz pauschal, Schwangerschaften »in den nächsten Wochen« zu vermeiden. Unklar blieb bislang, ob und gff. bis wann in der BRD lebende iranische oder indonesische Frauen nicht schwanger werden sollen. Als geklärt kann aber nunmehr gelten, daß die Grünen sehr wohl über eine differenzierte Außenpolitik verfügen...

Konkret 07/86, S. 26

Ralf Leonhard

Gewerkschaften machen mobil

Napoleon Duarte, Präsident in El Salvador von Reagans Gnaden, regiert das Land weiter mit den Militärs. Eine Offensive gegen die Freiheitskämpfer jagt die nächste. Die Erfolge sind bescheiden. In den Städten wächst der Widerstand: bisher unabhängige Gewerkschaften haben sich zusammengeschlossen und eine neue Front gegen das Duarte-Regime errichtet.

Napoleon Duarte kehrte verunsichert aus Südamerika zurück: In Rio de Janeiro hatte eine empörte Menge vor dem Hotel gegen seine Anwesenheit demonstriert und in Brasilia blieben 80 Prozent der Abgeordneten einer feierlichen Parlamentssitzung fern. Auch in Buenos Aires erschienen die Abgeordneten der Opposition nicht zur Parlamentssitzung, der der salvadorianische Präsident beiwohnte. In Uruguay wurde der protokollarische Besuch in der Nationalversammlung gar aus dem Programm gestrichen. Und in Peru endete ein Höflichkeitsbesuch in einer Schule namens EI Salvador mit einem Eklat: Lehrer und Schüler hatten sich demonstrativ aus dem Gebäude zurückgezogen. Und alle hatten sie ihn an sein Versprechen erinnert, den Dialog mit der Guerilla wieder aufzunehmen: Alan Garcia in Peru, Julio Maria Sanguinetti in Uruguay, Raul Alfonsin in Argentinien und Jose Sarney in Brasilien.

Alan Garcia hatte sogar nachgeholfen und ein Treffen in Lima vermittelt: Ende April fand eine Zusammenkunft zwischen Ruben Zamora, dem Vizepräsidenten der politischen Oppositionsfront FDR und Julio Adolfo Rey Prendes, dem salvadorianischen Kommunikationsminister und Duarte-Intimus statt. Der Inhalt der Gespräche wird von beiden Seiten geheim gehalten. Formal handelte es sich um einen Dialog von Partei zu Partei. Das 'Movimiento Popular Socialcristiano' (MPSC), dem Zamora vorsteht, ist eine Abspaltung der christdemokratischen Partei. Sie entstand 1980, als sich mehrere führende Mitglieder dem Bündnis mit den Militärs widersetzten.

»Duarte versucht seit längerem, unsere Allianz mit der FMLN zu sprengen«, erzählte Ruben Zamora nach dem Treffen. Der Versuch, das politische vom militärischen Bündnis abzuspalten, wurde jedoch unterlaufen: »Ich bin mit allen Vollmachten der FMLN nach Lima gekommen«, grinste Zamora.

Duarte hat zwar am 1. Juni, anläßlich seines zweiten Amtsjubiläums, die Wiederaufnahme des Dialogs angekündigt, daß er dabei ernsthaft verhandeln will, ist jedoch wenig wahrscheinlich. Ganz im Sinne seines Herrn und Meisters Ronald Reagan will Duarte Verhandlungen mit der FMLN an gleichzeitige Gespräche der Sandinisten mit den Contras knüpfen. Darauf will aber natürlich weder die salvadorianische Guerilla noch die Regierung in Managua einsteigen.

Obwohl der christdemokratische Präsident seine Dialogbereitschaft immer wieder betont, scheint er, im Vertrauen auf jährlich steigende Waffenhilfe aus den USA, voll auf die militärische Lösung zu setzen. Seit Jahresbeginn jagt eine Großoffensive der Armee die nächste. Erklärtes Ziel ist es, die 'Masas' - die kollaborierende Zivilbevölkerung - aus den umkämpften Zonen abzuziehen.

Die Operation 'Phönix' im Januar galt dem Guazapa-Vulkanmassiv - einer Guerillahochburg, keine 20 km nördlich der Hauptstadt San Salvador. Die Armee warf drei Elitebataillone, vier Infanteriebataillone sowie eine Luftwaffenbataillon - insgesamt rund 6.000 Mann - in die Schlacht um die paar hundert verbliebenen Subsistenzbauern, die den ständigen Bombardements der Luftwaffe noch nicht gewichen waren, von den Hängen des Vulkans zu evakuieren. Auch die Guerilla gab die meisten ihrer Stellungen auf. Kleine Kommandos und strategisch verteilte Scharfschützen fügten der Armee jedoch während der dreiwöchigen Offensive unablässig Schläge zu. Die übrigen Rebellen der Guazapa-Front zogen sich an die Fronten im Osten zurück oder begannen, in den proletarischen Randbezirken der Hauptstadt eine Guerilla aufzubauen.

Es gelang den Streitkräften zwar, die Zivilbevölkerung abzuziehen und in eigenen Lagern zu konzentrieren, doch ging die Rechnung nicht ganz auf. Müßten sie doch, um den Guazapa halten zu können, mehr Truppen dort stationieren, als sie auf Dauer entbehren können. Schon Anfang März begann nämlich die nächste Großoffensive, diesmal in Chalatenango, wo die 'Fuerzas Populares de Liberacion', die älteste der fünf FMLN-Organisationen, bereits die Grundlagen für ein 'Poder Popular, eine neue Gesellschaftsordnung, gelegt haben. Wieder gelang es der Armee, die 'Masas' aus der einst befreiten Zone zu holen, doch konnte sie auf dem gezielt verminten Gelände nicht an die Basen der Guerilla herankommen.

Eine ähnliche Großoffensive im Ostdepartment Morazan, wo Oberst Mauricio Vargas im Mai mit dem 'Ejercito Revolucionario Popular' (ERP) aufräumen wollte, mußte nach wenigen Tagen schon abgebrochen werden.

Im vergangenen Jahr war es der Plan der Armee gewesen, die vor allem in der Nordregion konzentrierten Rebellen entlang der Grenze zu Honduras in die Enge zu treiben und vom Landesinnern zu isolieren. Die FMLN reagierte darauf, indem sie den Krieg wieder in die Hauptstadt trug und im bis dahin kaum betroffenem Westen eine neue Front eröffnete. Diesmal, so ein FMLN-Stratege, ging es darum, den 'Muchachos' die soziale Basis zu nehmen, in der Sprache Maos, dem Fisch das Wasser zu entziehen. »Der Fisch muß nun eben zum Amphibium werden und lernen, auch auf trockenem Land zu leben«

erläutert Ruben Zamora. Die Guerillas sind nicht mehr darauf angewiesen, daß die 'Masas' für sie produzieren, denn sie kaufen ihre Verpflegung in den Dörfern, wo sie auch nach den Armeeoffensiven aus- und eingehen können.

Es hat sich aber noch mehr verändert in EI Salvador: Seit Februar gibt es eine ständig an Einfluss gewinnende Bewegung, die von manchen als 'Dritte Kraft' bezeichnet wird. Die 'Nationale Arbeiterunion EI Salvadors' (Union Nacional de Trabajadores Salvadorenos/UNTS) stellt den größten politischen Zusammenschluß von unabhängigen Gewerkschaften dar, seitdem sich die salvadorianischen Massenorganisationen am 22. Januar 1980 zum ersten und letzten Mal vereint in der Öffentlichkeit gezeigt hatten.

Anders als die damalige 'Coordinadora Revolucionaria de Masas' (CRM), die bald darauf im politischen Bündnis der Revolutionären Demokratischen Front (FDR) und in der Guerilliafront FMLN aufging, unterstellt sich die UNTS keiner politischen und militärischen Avantgarde. Obwohl sie auch selbst ganz bewußt nicht den Anspruch erhebt, die Vorhut der Massen zu sein, läßt Napoleon Duarte jedoch nichts unversucht, die neue Organisation als Werkzeug der FMLN zu diffamieren. Auslösend für den Zusammenschluß von 139 Gewerkschaften und Bauernorganisationen war die Verabschiedung eines wirtschaftlichen Maßnahmepakets der Duarte-Regierung zum Jahresbeginn. Das damit verbundene Absinken der Reallöhne brachte die ohnehin schon unterbezahlten Arbeiter auf die Barrikaden.

Wie mächtig die UNTS innerhalb weniger Monate geworden ist, bewies der Aufmarsch vom 1. Mai, als rund 80.000 Menschen in San Salvador für eine Volksabstimmung zugunsten einer politischen Lösung des bewaffneten Konflikts demonstrierten. Die Volksorganisationen, die unter der Repressionswelle 1981-83 am meisten gelitten hatten, zeigten sich bei der Maifeier besonders aktiv. Die linksgerichtete Lehrergewerkschaft ANDES, der Studentenverbund AGEUS und der ehemals radikale Gewerkschaftsbund Fenastras marschierten neben den schwarzgekleideten Müttern des 'Komitees für die politischen Gefangenen und Verschwundenen'.

Es wäre jedoch falsch anzunehmen, daß die Gewerkschaften und Volksorganisationen unter der Regierung Duarte nicht mehr verfolgt und durch Folter eingeschüchtert würden. Gegenbeweis ist schon die Ermordung des Generalsekretärs der Postgewerkschaft, Jose Aristides Mendez, am 6. Mai.

Andererseits ist die Verbesserung des salvadorianischen Justizsystems eines der Hauptanliegen der USA, wollen sie doch beweisen, daß sie eine echte Demokratie mit funktionierender Gewaltenteilung geschaffen hätten. Die unabhängige Gerichtsbarkeit findet jedoch dort ihre Schranken, wo die Interessen der Armee betroffen sind: Etwa der Prozeß gegen den Oberstleutnant Roberto Staben, Chef einer Bande, die durch Entführungen von Wirtschaftsbossen Lösegelder in der Höhe von mindestens vier Millionen Dollar erpresst hat. Staben wurde Anfang Mai 'mangels Beweisen' freigesprochen. Das New Yorker »Wall-Street Journal« meinte dazu, wenn es Duarte nicht gelinge, hohe Offiziere wegen gemeiner Verbrechen zu verurteilen, dann bliebe wenig Hoffnung, »deren politische Vergehen zu stoppen«.

In der Tat, nicht einmal in den Fällen, die der Öffentlichkeit und Regierung der USA am meisten am Herzen liegen, sind bisher die Hintermänner auch nur angeklagt worden. Es handelt sich um den Mord an drei US-amerikanischen Ordensschwestern und einer Laienhelferin im Dezember 1980 und die zwei Agrarexperten Michael Hammer und Mark Pearlsman, die im Januar 1981 gemeinsam mit dem Agrarreformchef Rodolfo Viera im Hotel »Sheraton« ermordet wurden. In beiden Fällen wurden zwar auf Druck der USA und nach eigenen Ermittlungen durch die US-Botschaft die unmittelbaren Täter abgeurteilt, die Hintermänner jedoch verschont. Nach Aussagen des ehemaligen Geheimdienstchefs Oberst Roberto Santivanez, der inzwischen ins Exil gegangen ist, wurde der Nonnenmord von Oberst Osear Edgardo Casanova, einem Cousin des derzeitigen Verteidigungsministers Carlos Eugenio Vides angeordnet. Die wegen der Bluttat an den Agrarexperten verurteilten Korporäle sagten aus, daß sie im Auftrag von Eduardo Avila und Oberleutnant Isidro Lopez gehandelt hätten. Gegen keinen der Offiziere wurden auch nur Untersuchungen eingeleitet.

Wenn es nicht einmal dem Ziehvater der »Demokratie« gelingt, die Mörder seiner Staatsbürger zur Rechenschaft zu ziehen, welche Hoffnungen können sich dann zehntausende Salvadorianer machen, deren Angehörige dem politischen Terror zum Opfer gefallen sind? Deshalb wird der Druck von der Basis nur die Alternative lassen, eine politische Lösung zu suchen oder zu Methoden zurückzukehren, die die letzte Fassade von Demokratie zum Einsturz bringen.

Kasten Seite 27

KONKRET-Interview mit dem Vizepräsidenten der FDR

»Die Strategie der Reagan-Regierung ist dialogfeindlich«

KONKRET: Wie stehen die Aussichten für eine Wiederaufnahme des Dialogs mit der Regierung Duarte, der im November 1984 unterbrochen wurde?

Zamora: Die Strategie der Reagan-Regierung ist dialogfeindlich, denn der Dialog fördert die Entspannung und paßt daher nicht ins Konzept. Der Ziehvater und Erhalter Duartes sagt also nein, während das Volk auf Dialog drängt. Was dabei herauskommt, hängt vom Kräfteverhältnis ab.

KONKRET: Gibt es denn innerhalb der Armee, die sich ja auch gegen eine politische Lösung sperrt, Gruppen, die verhandeln wollen?

Zamora: Gruppen wäre übertrieben. Es gibt Einzelpersonen. Leider gibt es bisher noch keine dialogfreundlichen Gruppen von Offizieren.

KONKRET: Seit kurzem gibt es mit der UNTS eine Bewegung, die von vielen als 'dritte Kraft' gesehen wird. Seht ihr darin eine Konkurrenz?

Zamora: Wichtig ist nicht, ob es eine dritte oder vierte Kraft gibt. Wichtig ist, worauf diese Kräfte hinarbeiten. Wenn sie auf Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit drängen - wunderbar. Es ist auch durchaus wichtig, daß sie dabei ihre eigene Identität behalten.

Wir sehen keine Konkurrenz in der UNTS, wir wollen vielmehr suchen, was uns verbindet. Alles andere wäre Sektierertum.

KONKRET: Hat die Regierung Duarte denn in dieser Situation Chancen zu überleben?

Zamora: Uns ist vor kurzem eine von Duartes Christdemokratischer Partei (PDC) in Auftrag gegebene Wählerumfrage in die Hände gefallen. Danach hätte die PDC vor ein paar Monaten 18 Prozent bekommen, die rechtsextreme Arena 2 Prozent und die ehemalige Oligarchenpartei PCN 1,8 Prozent. 75 Prozent wollten sich nicht äußern oder hatten keine Präferenz. Die Umfrage wurde natürlich nicht veröffentlicht.

KONKRET: Die »New York Times« hat gemeldet, die FMLN wäre im Begriff, eine marxistisch-leninistische Einheitspartei aufzubauen. Welche Konsequenzen hat das für die Allianz der FDR mit der FMLN?

Zamora: Das Ziel ist, aus den fünf Organisationen eine ‘vereinigte Partei' zu schaffen und nicht eine 'Einheitspartei'. Das heißt natürlich nicht, daß die FDR auch in dieser Partei aufgeht. Für die USA, bedeutet marxistisch-leninistisch = Kommunismus = UdSSR = Totalitarismus. Man kann aber doch nicht von einem Marxismus-Leninismus sprechen, der weltweit gilt. Gibt es nicht verschiedene Ausformungen in China, in Kuba, in Jugoslawien, in Afrika?

KONKRET: Duarte versucht also offensichtlich, die 'demokratische' FDR von der marxistisch-leninistischen' FMLN zu trennen. Was wäre denn tatsächlich ein Grund für die FDR ' die Allianz mit der militärischen Front zu brechen?

Zamora: Unsere Allianz basiert auf der grundsätzlichen Übereinstimmung in zwei Punkten: 1. Die Notwendigkeit des revolutionären, bewaffneten Kampfes und 2. Die Notwendigkeit, eine politische Verhandlungslösung zu suchen. Sollten wir eines Tages den bewaffneten Kampf nicht mehr als notwendig betrachten oder die FMLN Verhandlungen ablehnen, dann wäre das das Ende der Allianz FDR-FMLN.

Konkret 07/86, S. 28

Hermann L. Gremliza

Die Herren des Montagmorgengrauens

oder: Die Abwehrschwäche des Informationssystems - Der Spiegel (A.I.D.S.)

Vor Tschernobyl war Aids, vor Aids war Neue Heimat, vor Neue Heimat war Flick. Aids war 1985. Mit immer neuen Schreckensgeschichten versuchte der »Spiegel«, die Nation Mores zu lehren und den Fall der Auflage unter die den Anzeigenkunden garantierte Marge zu bremsen. In dieser Gemengelage der Motive - man könnte sie gewinnbeteiligungsethisch nennen - wurde die »Todesseuche« geboren, welche die Opfer nach Megatoten hochzurechnen gebot. Ein neues Zeitalter (»Mikroben machen Geschichte«) wurde ausgerufen, die »Homophilen« wurden verflucht, jeder der sich widersetzte, als mehr oder weniger pervers bewertet.

Öffentlicher Protest gegen die Kampagne war nicht zu befürchten, stimmten doch alle Bürgerblätter nur zu gern in das Lied vom schwulen Tod ein. Umso härter traf es die Herren dieses Grauen, daß ausgerechnet die. über Jahrzehnte vom »Spiegel« als Experten in sexualibus aufgerufenen Forscher der Universitätskliniken von Frankfurt und Hamburg sich zusammenfanden, um des Nachrichtenmagazins »Geschäft mit der Angst« vor aller Welt zu denunzieren. In dem Sonderheft »Operation Aids« der Reihe »SEXUALITÄT KONKRET« widmeten sie sich dem Phänomen, das der Herausgeber Volkmar Sigusch, Professor für Sexualwissenschaft an der Universität Frankfurt und zuletzt im Mai 1985 Autor einer »Spiegel«-Kolumne, im Editorial unmißverständlich beschrieb:

Die bürgerliche Presse ist weder hysterisch noch paranoid. Sie ist nicht krank, sie macht krank. Gefühllos kalkuliert sie ihre Geschäfte mit der Angst vor einer » Todesseuche«, die sie eigens dazu fabriziert, mal zynisch, mal sentimental, wie es gerade kommt. Hauptsache, die Kasse stimmt. Auch für den, der sich nichts vormacht, ist das Versagen jener Presse, die zwischendurch auch einmal liberal war, sind die Panikmache, das Ausgrenzen verfolgter Minderheiten, das Anstacheln des ohnehin dumpf grollenden »gesunden Volksempfindens« erschütternd.

Das traf. Doch zwei Monate lang tat der »Spiegel«, als sei nichts passiert - kein Muckser, keine Zeile, kein Zitat, nicht einmal in jener Rubrik, die alle Äußerungen Passauer Lokalredakteure über das Nachrichtenmagazin getreulich aufzählt. Man schien sich fürs Totschweigen entschieden zu haben: erstens, weil die Redaktion, die aufs Vorzeigen namhafter Experten angewiesen ist, keinen Nennenswerten in petto hatte, und zweitens, weil etwas, das im Blatt nicht erwähnt wird, auch nicht stattgefunden hat. Blieb also bloß übrig, daß der »Spiegel« und sein für Aids zuständiger verantwortungsloser Redakteur (oder der unzuständige verantwortliche) in der sexualwissenschaftlichen Diskussion nicht mehr ernst genommen würden. Man schien das verkraften zu wollen.

Bis plötzlich, am 26. Mai, Händlerschürzen vor die Kioske gehängt wurden, auf denen der »Spiegel« einen »Krach zwischen Sexforschern« ankündigte: »Platzhirsch kontra Psychoanaler« (schon das war gelogen, denn beide Bezeichnungen galten derselben Person). Es war der Tag der Rache. Stellvertretend für die anderen Mitarbeiter an »Operation Aids« wurde der Herausgeber Volkmar Sigusch beleidigt, verhöhnt, geschmäht und beschimpft. Was da unter dem Titel »Erlebtes Elend« im »Spiegel« Nr.22/ 1986 erschien, ist als hypertrophe Provinzranküne ein Dokument journalistischer Agonie, an dem keine Arbeit über das Wesen des »deutschen Nachrichtenmagazins« vorbeisehen sollte. So viele Falschmeldungen, Verdrehungen und perfide Konstruktionen wie da in knapp drei Textspalten untergebracht waren, habe ich selbst im »Spiegel« auf so engem Raum noch nicht beieinandergefunden. Es fängt so an:

Ein altes Rätsel schien endlich gelöst. Was ist Liebe? Die Antwort aus berufenem Munde: »Eine Orgie gemeinster Quälereien. Sie ist voll raffinierter Erniedrigung, wilder Entmächtigung, bitterer Enttäuschung, boshafter Rache und gehässiger Aggression ... « So definiert Volkmar Sigusch, 45, der einzige ordentliche deutsche Professor für Sexualwissenschaft, die Liebe. Ob dieser » Verhöhnung von Wissenschaft und Ratio« packte Siguschs Amtsbruder Ernest Borneman, 71, nur noch warmes Mitgefühl...

So sei jetzt der Krach unter den Sexforschern ausgebrochen, der mit aktuellen Werbemitteln angezeigt wird. Wann aber hatte Sigusch »das Rätsel endlich gelöst«? In der Vorwoche? Im Vormonat? Vor sieben Jahren, in »SEXUALITÄT KONKRET 1979«. Und Bornemanns »warmes Mitgefühl« (ein feiner Scherz), Wochen vor »Operation Aids« bei Rowohlt erschienen, hatte damals keinen »Spiegel«- Redakteur hinterm Ofen hervorgelockt. Wichtiger aber ist, daß Sigusch »die Liebe« weder überhaupt noch gar so, wie vom »Spiegel« zitiert, »definiert« hat, sondern nur »das niedere Lied der Liebe« erzählt, dem er zehn Zeilen zuvor »das hohe Lied der Liebe« (»Sie ist weich, warm und weiblich. Sie eifert nicht und treibt nicht Mutwillen ... «) und zwanzig Zeilen danach »das gemeine Lied der Liebe« gegenüberstellt: »Sie ist gewiß beides .... Das, was wir Liebe nennen, ist eine Einheit einander entgegengesetzter seelischer Strebungen. «

Des Nachrichtenmagazins »Zitat« ist also nicht bloß aus dem Zusammenhang gerissen. Es ist eine mutwillige Fälschung. Obwohl mit ihrer Hilfe der Leser schon kräftig eingestimmt ist, wird nun das Opfer noch schnell auf eine respektable Fallhöhe gehoben: Sigusch ist »der einzige ordentliche deutsche Professor für Sexualwissenschaft«. Abgesehen davon, daß

die DDR nicht ordentlich deutsch ist; abgesehen auch davon, daß das hessische Hochschulgesetz keine »ordentlichen« Professoren kennt - Sigusch ist auch in der BRD keineswegs der »einzige« Hochschulprofessor für Sexualwissenschaft, sondern hat zwei gleichrangige Kollegen: Eberhard Schorsch und Gunter Schmidt (die aber, obwohl früher »Spiegel»-Autoren, auch nicht mehr zählen, seit sie bei »Operation Aids« mitgemacht haben).

Doch gleich wird es wieder präzise und brandaktuell:

Sigusch präsidierte bis vor kurzem der »Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung«...

Vor kurzem erschien »Operation Aids« nämlich am 25. März 1986. Vor kurzem präsidierte Sigusch: nämlich bis zum Oktober 1982. Danach war drei Jahre lang Schorsch Präsident, ihm folgte Martin Dannecker (dessen Name auch nicht mehr genannt werden kann, seit er in »Operation Aids« einen Offenen Brief an Augstein gerichtet hat: »Bitte sorgen Sie in ihrem Haus für das Absetzen der menschenfeindlichen Berichte ... «). Das Datum Oktober 1982, seit welchem Sigusch nicht einmal mehr dem Vorstand der Gesellschaft für Sexualforschung angehört, kann der »Spiegel«, der einen »Krach« dreier sexualwissenschaftlicher »Vereine« konstruiert, um zu beschreiben, wie »der Wuschelkopf des Volkmar Sigusch zerzaust wird«, überhaupt nicht brauchen, weil dann ja von Inhalten statt von Personen gesprochen werden müßte und auch der Begriff Aids nicht zu vermeiden wäre, der - obwohl einziger Anlaß der »Spiegel«-Wut - in der ganzen Geschichte nur ein einziges Mal und ganz nebenbei vorkommt.

Dafür aber »Siguschs Amtsbruder Borneman«, der zwar kein Hochschullehrer für Sexualwissenschaft ist, aber immerhin Vorsitzender der »Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung e.V« und als solcher tatsächlich »Siguschs Amtsbruder« war, wenn auch nur vor kurzem, nämlich von Januar bis Oktober 1982. Was doch die fabelhafte »Spiegel«- Dokumentation alles durchgehen läßt, wenn es einem guten Zweck dient.

Nach Borneman, dem Sex-Berater von Bauers Schmuddelillustrierter »Neue Revue«, ruft der »Spiegel« einen weiteren Zeugen auf, der bis zum Erscheinen von »Operation Aids« selbst dem windigen Nachrichtenmagazin als zu windig galt:

Was der Liebeslehrer Sigusch letzthin gegen den ehrenwerten Sexologen Erwin J. Haeberle publiziert habe... Haeberle ist Sigusch ein Dorn im Auge, seit der Emigrant im Revier des Frankfurter Gelehrten über Lust und Liebe redet... Mit seinen Kommentaren beeindruckte er Medien und Bonner Politiker... Die Liste seiner sexkundlichen Publikationen ist lang, darunter auch der im angesehenen West-Berliner de Gruyter Verlag auf deutsch erschienene Bestseller »Die Sexualität des Menschen«. Siguschs letzte größere Publikation erschien 1984 - eine preiswert broschierte Sammlung leicht angestaubter Essays, vom »Trieb und von der Liebe« handelnd.

Die Schmierigkeit dieser Passage übertrifft noch die der Erzeugnisse des angesehenen Heinrich Bauer-Verlags. Herr Haeberle ist also, weil er aus beruflichen Gründen von der BRD in die USA ging, ein »Emigrant«, was mehr Respekt gebietet als ein »Liebeslehrer«, dem man »warmes Mitgefühl« bezeugen darf. Herr Haeberle ist allerdings Veranstalter von Kursen über Sex-Praktiken mit »Anschauungsunterricht in Sachen Sado-Masochismus«, wie das Medium berichtete, das von Haeberle so beeindruckt war, daß es ihn exklusiv interviewen und folgenreich präsentieren durfte: Bauers »Quick«.

Während Siguschs letzte größere Publikation keineswegs vor kurzem, sondern vor ewigen Zeiten, nämlich 1984 erschien, ist Haeberles »Opus magnum« (so bezeichnete der »Spiegel« Siguschs »angestaubte Essays« - vor dem Erscheinen von »Operation Aids«) taufrisch: es erschien 1978 in den USA.

Natürlich ist auch nicht wahr, daß Siguschs letzte größere Publikation »Vom Trieb und von der Liebe« heißt: Nach ihr erschien »Die Mystifikation des Sexuellen« (Campus Verlag) sowie die Editionen »Sexualtheorie und Sexualpolitik« (zusammen mit Martin Dannecker) und eben die schmerzhafte »Operation Aids«, die diese »Spiegel«-Geschichte hervorgebracht hat. Gegen Sigusch ist nun schon jedes Mittel recht:

Er ist der einzige etablierte (verbeamtete) Sex-Gelehrte geblieben - andere Universitäten konnten sich, vielleicht die hessische Wissenschaft vor Augen, bisher nicht entschließen, neue Männer auf Staatskosten über die Liebe forschen zu lassen.

Weil der eine nichts taugt, gibt es keine anderen, und weil es keine anderen gibt, wird »vielleicht« der eine nichts getaugt haben - denn zweimal gelogen hält besser: Tatsächlich gibt es an bundesdeutschen Universitätskliniken sieben »verbeamtete« Sexualwissenschaftler, die »auf Staatskosten über die Liebe forschen« (eine Diktion, die ja nicht zufällig an die »Revolutionäre auf Staatskosten« erinnert und dem hessischen Wissenschaftsminister einen Hinweis geben soll). Ob aber sieben oder nur einer - vor allem sind sie alle schwul, im Unterschied zum anständigen Haeberle:

Haeberle ... definiert Sexologie als die »theoretische Untersuchung von Sex«, basierend »auf der objektiven und systematischen Beobachtung von Liebe und Fortpflanzung«. Damit ist es in Deutschland nicht weit her. Verständlicherweise gilt das Interesse einer Forschergruppe, in der die Homophilen stark überrepräsentiert sind, vor allem der Liebe unter Männern. Studien und Erhebungen, vergleichbar etwa mit den bahnbrechenden Untersuchungen des amerikanischen Wissenschaftlers Alfred Kinsey .... gibt es in der Bundesrepublik nicht. Im Ausland werden deshalb nur die

altdeutschen Namen - Sigmund Freud, Wilhelm Reich und Magnus Hirschfeld - genannt. Der Nachwuchs hat kein Renommee.

Was der »altdeutsche« Sigmund Freud wohl zu dieser klemmtrinigen Denunziation - »verständlicherweise ... die Homophilen« - gesagt hätte? Und gar auf der Basis des Befundes, daß der Nachwuchs ohne Renommee zwei große Untersuchungen über die Sexualität der Studenten, eine über Arbeiter und Arbeiterinnen, eine über Jugendliche, eine über Wirkungen von pornografischem Material, eine über Homosexuelle, eine über Alterssexualität veröffentlicht hat, unter anderem mit dem Resultat, daß der »Spiegel« das renommeelose Zeug, mit dem es »nicht weit her ist«, ausführlich, teilweise sogar als Titelgeschichte, präsentiert hat? Im Ausland werden zwar nur die altdeutschen Namen genannt, aber Gunter Schmidt ist ja gewiß einer: Er wurde nämlich von der amerikanisch dominierten International Academy for Sex Research »vor kurzem« zu deren Präsident gewählt.'

An dieser Stelle verlassen wir den Gully in Hamburgs Dovenfleet-Street. Ich will unter die Dusche.

Konkret 07/86, S. 30

Georg Wedemeyer

Irgendwo. Spanien. Baskenland

In der baskischen Kleinstadt Mondragon, 80 Kilometer südlich von Bilbao, funktioniert seit nunmehr dreißig Jahren eine Genossenschaft, die Umsatz macht wie ein Konzern, die diversifiziert ist wie ein Konzern und die dennoch in erster Linie und vorrangig lohnt für die Beschäftigten, die auch die Teilhaber sind.

Rafael Gandia zeichnet eine Kurve auf einen Bierdeckel. Auf die senkrechte Achse schreibt er »Gehaltsstufen«, auf die waagerechte »Leistung«. »Normalerweise«, murmelt er, »müßte die Kurve ansteigen: Je mehr Leistung, desto mehr Gehalt. Und umgekehrt, aber in Mondragon gilt das nicht. Da arbeiten fast alle fürs gleiche Geld.« Der Informatik-Ingenieur lehnt sich zurück, zuckt mit den Achseln und sagt: »Und bis heute funktioniert's. «

Wir sitzen in einem kleinen Hotel in der baskischen Kleinstadt Mondragon, 80 Kilometer südlich von Bilbao. Was Rafael Gandia nicht versteht, ist so manchem ein Rätsel. Denn das, was dort »funktioniert«, ist - in aller Bescheidenheit - das größte, phantasievollste und erfolgreichste Projekt selbstverwalteten Wirtschaftens in der westlichen Welt.

In diesem Nest hat vor nun 30 Jahren ein katholischer Priester eine Vier-Mann-Werkstatt auf Genossenschaftsbasis ins Leben gerufen, um die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Aus der Klitsche, die Paraffin-Schmelzherde produzierte, entwickelte sich ein Mammut-Konzern mit heute 172 Unternehmen. Von Computern über Waschmaschinen bis zur Buttermilch wird - außer Rüstungsgütern - so ziemlich alles hergestellt, was man sich vorstellen kann. 19.000 Genossenschafter stehen in Lohn und Brot und erwirtschaften einen Umsatz von 2,2 Milliarden Mark. In Krauss-Maffai-Größenordnungen also.

Dieses Wachstum an sich wäre weniger rätselhaft, wenn die Mondragon-Gruppe nicht aus reinrassigen Genossenschaften bestehen würde. Nicht zu vergleichen mit einem deutschen Verschnitt à la Raiffeisen oder Neue Heimat. Das bedeutet: Es gibt keine Arbeiter und Angestellten. Wer in den Betrieben tätig ist, muß auch Genosse -sprich: Eigentümer - sein. Es gibt auch keine Kapitalanleger. Wer Geld investieren will, muß auch arbeiten. Hochbezahlte Chefs sind unbekannt. Der maximale Lohnunterschied zwischen einer Putzfrau und einem Bankdirektor ist auf 1:4 festgelegt. Und schließlich gibt es auch kein Recht auf dauerhaften Sitz in der Werksspitze, denn diese wird alle paar Jahre neu gewählt. Stattdessen ist für jeden Beschäftigten das Recht auf Arbeit garantiert.

Diese Serie von Tiefschlägen in die Magengrube privatwirtschaftlichen Denkens hat schon eine ganze Reihe von Ökonomen ins Baskenland gelockt. Das Urteil des Engländers Christian Logan, der die letzten 20 Mondragoner Jahre untersucht hat: »Die meisten Genossenschaftsfabriken arbeiteten gleich gut, wenn nicht besser als die kapitalistischen Unternehmen. Mit knappen Ressourcen gingen sie effizienter um, ihr Wachstum bei Umsatz, Export und Arbeitsplätzen war größer als bei der kapitalistischen Konkurrenz, egal ob die Gesamtkonjunktur gut oder schlecht war.«

Die graue Theorie bekommt in der Halle von ULGOR, der größten Firma der Gruppe, einen Kratzer. Der Lärm ist nur schwer erträglich, die Luft stickig. Im Neonlicht wird an vier Förderbändern geschweißt, lackiert und montiert. Möglicherweise sind die äußeren Arbeitsbedingungen immer noch besser als anderswo im Baskenland, human sind sie nicht. 2149 Mitglieder stellen hier in drei Schichten Küchengeräte her. Ihr Marktanteil in Spanien liegt bei 30 Prozent, bei Geschirrspülern sind es sogar 90 Prozent. Viele Einzelteile werden auch in die BRD exportiert, zu Siemens und der AEG beispielsweise. 800 Waschmaschinen, 2000 Herde, 2000 Eisschränke und 230 Geschirrspüler verlassen ULGOR täglich.

Olergario Gonzales (45) bedient die riesigen Arme einer Punktschweißmaschine. Sie heftet Vorder- und Rückseiten von Küchenherden zusammen, die an Deckenfließbändern daherschweben. Die funkensprühende Maschine wurde von einer anderen Genossenschaft hergestellt. Als Gonzales vor 1 9 Jahren hier eintrat, mußte er 73.000 Peseten Einstandsgeld zahlen. Nach heutigem Wert 1.300 Mark. Wer heute Neu-Genosse werden will, muß das Zehnfache berappen in längstens 24 Monatsraten. Zuvor hat er in einem normalen Unternehmen gearbeitet. Warum hat er sich den neuen Arbeitsplatz gekauft? »Wegen der Sicherheit«, sagt er. »Und wegen des Verdienstes«. Mit 1800 Mark netto Gewinnanteil trägt er im Monat rund 20 Prozent mehr nach Hause als seine privat beschäftigten Kollegen - ohne sich im Akkord schinden zu müssen.

Aber es gab auch schlechte Zeiten. Anfang der Achtziger, als auch in Spanien die Wirtschaftskrise einsetzte, sanken die Gewinne und die Löhne, aber niemand wurde entlassen. Im Baskenland herrscht heute eine Arbeitslosigkeit von 25 Prozent.

Mikel Lezamiz ist Personalchef bei ULGOR. Er trägt Hemd, Pullover und Jeans, sein Verhältnis zu den anderen ist kameradschaftlich. Auch er könnte abgewählt werden. Trotz der schlechten äußeren Arbeitsbedingungen, scheint die Arbeitszufriedenheit groß zu sein. Jedenfalls weist das die allgemein niedrige Krankenzahl aus, die Lezamiz zeigt. Die Statistik hängt, wie alle anderen Informationen über den Geschäftsverlauf und Firmeninterna, offen zugänglich am Ende der 70.000-Quadratmeter-Halle.

Die Büste von Don Jose Maria Arizmendiarrieta, dem Priester, auf dessen christlicher Soziallehre hier alles fußt, ist allgegenwärtig. Tatsächlich stammten die wesentlichen Impulse in Mondragon von der unorthodoxen ökonomischen Phantasie dieses Gottesmannes. Die einzige Frauenkooperative Spaniens beispielsweise entstand in seiner Küche. Auf seine Anregung begannen dort fünf Frauen von Genossenschaftern 1965 mit dem Kochen von Kantinenessen. Heute arbeiten in der reinen Frauen-Coop AUZO LAGUN 340 Genossinnen halbtags und erwirtschaften mit Dienstleistungsangeboten über 15 Millionen Mark. Daß die relativ hohe Scheidungsrate in Mondragon möglicherweise mit der gestiegenen ökonomischen Unabhängigkeit der Frauen zusammenhängt, wie die AUZO-LAGUN-Chefin Maria Asun Gonzales augenzwinkernd andeutet, dürfte jedoch weniger im Sinne des Don José sein.

Drei Faktoren nennen die Mondragoner, wenn man sie nach dem Erfolg ihres Modells fragt: Die ungeheure Vitalität und Ausstrahlung dieses Priesters, den baskischen Nationalstolz (wie Mikel Lezamiz sympathisieren in der Mondragoner Gegend etwa 30 Prozent 'mas o menos' mit den Zielen der ETA) und die lange baskische Tradition in Gemeinschaftsarbeiten. Ungewollt dürfte auch die Franco-Ära Geburtshelfer gespielt haben. In der Zeit des Faschismus wurden soziale und kommunale Belange in Spanien so gründlich vernachlässigt, daß die soziale Attraktion der Genossenschaften beträchtlich war. Während das öffentliche Sozialsystem etwa bei Krankheit so gut wie gar nichts zahlte, schüttete die genossenschaftseigene Krankenversicherung bis zu 100 Prozent des üblichen Gewinnanteils aus. Familienmitglieder waren mitversichert.

Das Bild Arizmendiarrietas, der vor zehn Jahren starb, hängt auch im Chefbüro von ULGOR. Unter dem Bild Kepa Zalbide, einer der 14 Direktoren. Er hat von 1979 bis 1981 an der Technischen Universität in Aachen als Ingenieur promoviert und spricht fließend deutsch. Seine Aufgabe ist es, nach dem EG-Beitritt Spaniens, das gesamte Produktionssystern zu modernisieren.

Zalbide ist ein ehrlicher Mann. Er räumt ein, daß es schwer sei, für die immer komplizierteren und spezialisierteren Aufgaben gute Leute zu finden. Während die Arbeiter mehr verdienen, sei es bei den leitenden Angestellten erheblich weniger als üblich. Er selbst könnte in der Privatwirtschaft mindestens das Doppelte bekommen. Aber er bleibt hier, »weil Geld nicht alles ist, die Aufgabe mich reizt und weil ich Baske bin.«

1985 etwa wurden die Ausschüttungen nur um 0,7 Prozent erhöht, die Lebenshaltungskosten stiegen jedoch um neun Prozent. Speziell von der genossenschaftseigenen Bank »Caja Laboral Popular« - so wie die Mondragon-Gruppe eine eigene Sozialversicherung hat, existiert auch eine eigene Bank mit 153 Filialen und einem Jahresgewinn von 45 Millionen Mark - »wandern viele ab zur Konkurrenz«.

Der über den EG-Beitritt verstärkte Anschluß an den Weltmarkt bringt für Zalpide Probleme: »Die rasante technologisehe Entwicklung läßt uns heute kaum noch Zeit, ein altes Ideal zu verwirklichen: »Daß man durch Bildung und Ausbildung von innen heraus alles bewältigen kann.« Immer häufiger müßten für schnell zu erledigende Spezialaufgaben Leute von außen eingekauft werden. Der Informatik-Ingenieur Rafael Gandia ist ein solcher Fall. Da solche Leute jedoch höher bezahlt sind, dürfen sie laut Statut nie länger als drei Monate beschäftigt werden und ihr Anteil an der Gesamtbelegschaft darf fünf Prozent nie übersteigen. Mit 33 Prozent Exportanteil können die Mondragoner bislang jedoch nicht über mangelnde internationale Konkurrenzfähigkeit klagen. Die Computer-Genossenschaft AURKI etwa entwickelt zur Zeit für eine westdeutsche Firma (»Name geheim«) ein neues elektronisches Sicherheitsschloß.

Gleichwohl sind die Bildungsanstrengungen der Genossenschaft enorm. 44 Hauptschulen, drei Ingenieurschulen und ein Politechnikum, alle genossenschaftlich organisiert, zählen zur Gruppe. Die Konstruktion des Politechnikums ist ein Beispiel für die Phantasie, mit der in Mondragon Probleme angegangen werden: Um das Schulgeld von 450 Mark monatlich aufbringen zu können, haben die Studenten mit Krediten der »Caja Laboral« eine eigene Produktionsgenossenschaft für technische Lehrmittelgeräte gegründet. Für den 19jährigen Savier Hidalgo ist der Halbtagsjob neben der Verdienstmöglichkeit »auch das beste Praktikum«.

In jüngster Zeit wurde das Bildungssystem durch ein eigenes Forschungszentrum und eine Managerschulungsstätte ergänzt. Das Forschungszentrum IKERLAN soll im wesentlichen für alle Genossenschaften den technologischen Transfer untereinander und von außerhalb bewerkstelligen. Geforscht wird jedoch auch im Umweltschutz und nach Möglichkeiten, die Landwirtschaft zu stärken. Acht Landgenossenschaften und eine Konsumgenossenschaft (die größte Spaniens) wurden ins Leben gerufen.

Bei »Caja Laboral« enthüllt sich eine weitere Grundregel der Mondragon-Gruppe: Es darf nur im Baskenland investiert werden. Dies führte zu jener großen Zahl von Betrieben, die auf engstem Raum miteinander kooperieren können und zu jener überraschenden Branchenvielfalt. Im 26.000-Einwohner-Städtchen Mondragon sind heute 80 Prozent aller Arbeitsplätze genossenschaftlich organisiert. Im Landkreis bereits 42 Prozent.

Marie Luise Gubitzer von der Wirtschaftsuniversität Wien hat bereits 1983 das Genossenschaftsmodell Mondragon untersucht. Für sie sind »die Branchenvielfalt und die regionale Vernetzung der Grund, warum Mondragon die großen

Wirtschaftskrisen bisher als Gesamtgruppe immer ohne Verlust überstand.« Mittels Gewinnabführungsverträgen und Managementaufsicht durch die Bank werden verlustreiche Einzelunternehmen gestützt und saniert.

Auf diese Leistungen und auf EG-Mittel greift nun auch Kepa Zalbide zurück, um ULGOR zu modernisieren. Wie er das schaffen will- ohne Arbeitsplätze zu vernichten? »Wir sparen ein, mindestens die Hälfte der heutigen. « Und was passiert mit der anderen Hälfte? »Das machen wir so wie immer: Mit denen gründen wir neue Genossenschaften oder sie werden von den anderen 171 aufgenommen.« Don José droben an der Wand scheint zu lächeln.

Konkret 07/86, S. 34

Magazin

CONTRA-MILLIONEN VERSCHWUNDEN

Ein Unterausschuss des US-amerikanischen Repräsentantenhauses, präsidiert vom demokratischen (na, das ist doch die Frage) Abgeordneten Michael Barnes, beschloß einstimmig, von zwölf US-amerikanischen Banken Auskunft über Einlagen und Ausgaben der Contra-Führer zu fordern. Die Nachfrage ist nicht ohne: Denn von den im vergangenen Jahr vom Kongress bewilligten 27 Millionen Dollars für die Contras sind 15 Millionen absolut nicht auffindbar. Die Belege fehlen, Abrechnungen gibt es keine, nur auf den Bankkonten einiger Herren scheint sich einiges bewegt zu haben.

ALSO DOCH: Russen fressen Kinder

Nach Tschernobyl suchten die Bonner Grünen das Gespräch mit Vertretern der UdSSR in Bonn. In der Botschaft erfuhren sie, was »Bild« schon immer wußte: Die Russen fressen Kinder. Diese bittere Wahrheit verbreiteten die Grünen in einer Pressemitteilung Ober das Gespräch in der Botschaft. Zitat: »Gemüse würde in der UdSSR sowieso vor dem Verzehr gewaschen und die Kinder auch, meinte Jelzin, der Berater Gorbatschows.«

KLIMPERGELD

Lee A. Iacocca hat während der letzten fünf Jahre bei Chrysler zu seinem Jahresgehalt von 1,6 Millionen Dollar noch insgesamt 15,5 Millionen Dollars eingestrichen.

PLASTISCHES BEISPIEL

Fusionen seien Energiequellen der Zukunft, meint Forschungsminister Riesenhuber und erklärt auch gleich, wie diese Zukunft aussehen könnte: »Wie groß die Energiemengen sind, die bei der Fusion frei werden können, zeigt die Wasserstoffbombe - die bisher einzige Form, in der die Fusion auf der Erde in großem Maßstab verwirklicht worden ist.« In Nagasaki beispielsweise.

AMIS STERBEN

Die Furcht der US-Amerikaner, in Europa um ihr wertes Leben gebracht zu werden, ist zwar gewaltig, aber eigentlich ziemlich grundlos. Die Möglichkeit, in den USA zu sterben, ist für US-Amerikaner weitaus größer. 1985 starben nach einer Meldung in »Newsweek« 25 US-Bürger bei terroristischen Attacken außerhalb ihres Landes. Der Terrorismus des american way of living zeigte bedeutendere Folgen: 43.500 US-Bürger starben bei Verkehrsunfällen in den USA, 1.384 wurden in New York ermordet, 36 in Honolulu, 150 ertranken in der Badewanne, 1.063 soffen mit Booten ab und 3.100 erstickten am Fressen, das bekanntlich ja vor der Moral kommen soll.

HAM WIR GELACHT

In der CDU-verbundenen »Schüler-Union« gibt es rechtsextremistische Strömungen: In »Der Wecker«, einer Broschüre der Leverkusener »Schüler-Union«, die mit einer Auflage von 2.000 Exemplaren an Gymnasien und Realschulen der Stadt verteilt wird, findet sich unter der Rubrik »Lachen ist gesund« folgender Witz:

»Wann geht es wieder aufwärts mit uns? Wenn in Deutschland das Zweischichtensystem eingeführt wird. Eine Schicht Kommunisten, eine Schicht Erde, eine Schicht Kommunisten, eine Schicht Erde ... «.

Der Kreisgeschäftsführer der Leverkusener CDU, Gerd Lelickes, erklärte, daß die Zeitschrift mit dem Untertitel »Von Schülern für Schüler« in der CDU-Geschäftsstelle gedruckt wurde. Zu dem »Witz« sagte Lelicke, daß »die Kameraden ihre Meinung frei zum Ausdruck geben« und die Geschäftsstelle es ablehne, sich mit den Inhalten der bei ihr gedruckten Broschüre auseinanderzusetzen.

RAUFLUSTIGE AFFEN

US-amerikanische Wissenschaftler haben in einer US-Fachzeitschrift für Psychiatrie publik gemacht, daß Männer ihre Ehefrauen oder Lebenspartnerinnen im Sommer häufiger schlagen als zu anderen Jahreszeiten. Die Untersuchung stützt sich auf 27.000 Falle von Frauen, die in Frauenhausern oder vergleichbaren Institutionen Zuflucht gesucht hatten, nachdem sie von den Männern, mit denen sie zusammenlebten, mißhandelt worden waren. Über die Gründe dieser sommerlichen Aggressionssteigerung breiten die Wissenschaftler eine entzückende Spekulation aus: Das Verhalten der Männer könne zum einen auf erhöhte Reizbarkeit aufgrund der höheren Temperaturen und zum anderen auf genetisch Dispositonen zurückzuführen sein. Bei Affen wurde festgestellt, daß sie sich in manchen Jahreszeiten mehr raufen als üblich. Es sei deshalb nicht ausgeschlossen, daß auch beim Menschen (männl.) Reste solchen Verhaltens erhalten geblieben seien.

AM HUNGER PROFITIEREN

Die staatlichen Verkehrsbetriebe Südafrikas haben einen Teil von Hilfssendungen versteigert, die für Hungernde in Botswana, Lesotho und Swasiland bestimmt sind. So wurden in Johannesburg und Kimberley 22 Tonnen eines Stärkungsmittels aus Getreide, Sojabohnen und Milchpulver auf einer Auktion für Händler angeboten und verkauft. Der südafrikanische Transportminister Hendrik Schoeman erklärte die Praxis mit der Lüge, daß die über Durban ins Land gekommenen Sendungen zu einem Teil beschlagnahmt werden mußten, »um Vergütung für bestimmte Ausgaben zu erhalten«.

ZAHN UM ZAHN HOCHGERECHNET

In der Mitteilung Nummer XXIII/27 des Bundesministers der Verteidigung schreibt unter der Überschrift »Bundeswehr heilt Rekruten-Zähne« der Inspekteur für das Sanitäts- und Gesundheitswesen, Generalstabsarzt Dr. Joachim Linde, über die dentale Vorwärtsstrategie im Jahre 1985:

»442.000 Soldaten der Bundeswehr wurden zahnärztlich behandelt. Dabei erscheint jeder Soldat im Durchschnitt viermal beim Zahnarzt, ehe der Zahnschaden behoben ist. Das bedeutet: Im vergangenen Jahr sind rund zwei Millionen Bundeswehr-Patienten beim Zahnarzt gewesen.«

Denkste, Herr Doktor: höchstens zwei Millionen Zähne in den Mündern von 442.000 Soldaten. So ähnlich werden auch Russen und Raketen gezahlt.

SPITZELPRÄMIE IN DER TÜRKEI

Nach Meldungen in türkischen Zeitungen nimmt die Regierung vollumfänglich Rücksicht auf die ständig steigenden Lebenshaltungskosten: Die für Denunziation in Aussicht gestellte Belohnung wird künftig alle sechs Monate erhöht. Angehörige der Sicherheitskräfte haben allerdings keinen Anspruch auf Belohnung.

TROTZ-KI

Die chinesische Parteiführung arbeitet sich an Trotzki ran, der lange Zeit bloß als ein Krimineller galt. im Auftrage der Partei veröffentlicht der Historiker Li Xiangrong einen Band, in dem Trotzki reichlich reingewaschen wird von den Vorwürfen, die man ihm gemacht hatte. Ein entsprechender Reinwaschungstext ist bereits in der Zeitschrift »Shije Lishi« (Weltgeschichte) erschienen.

DROGEN-SÜCHTIGE SÄUGLINGE

Auf 1000 Lebendgeborene kommen in den USA acht drogenabhängige Säuglinge. Dabei handelt es sich um Kinder von drogenabhängigen Müttern, die während der Schwangerschaft zu Kokain und anderen Drogen griffen. Alkohol und Nikotin wurden da noch nicht einmal mitgezählt.

BALLISTISCHES MESSER

Vor einer neuen Handwaffe, dem »ballistischen Messer«, warnt die New Yorker Polizei. In Verbrecherkreisen nehme in jüngster Zeit der Gebrauch neuartiger, durch Federdruck aus einer Scheide geschleuderter Stahlklingen zu, die tödliche Durchschlagkraft besitzt. Die Klinge fliege weiter als zehn Meter und sei in der Lage, auch kugelsichere Westen zu durchdringen.

AFRIKA ERNTET

Nach vorläufigen Schätzungen der Welternährungsorganisation FAO lag in den 45 schwarzafrikanischen Entwicklungsländern die Getreideernte 1985 mit 54,3 um 14,2 Mill. Tonnen Ober dem Ergebnis des vorangegangenen Jahres. Wie die FAO in »Food Outlook« berichtet, liegt damit das Ernteergebnis um 23 Prozent über dem Durchschnitt der letzten fünf Jahre. Trotz der deutlich verbesserten Versorgungslage müssen die schwarzafrikanischen Entwicklungsländer weiterhin Getreide, vor allem Weizen und Reis, einführen. Die FAO schätzt den Bedarf an Importgetreide auf 8,5 Mill. Tonnen, von denen 5,3 Mill. durch kommerzielle Einfuhren gedeckt werden, wahrend die Nahrungshilfe mit 3,3 Mill. Tonnen knapp unter der im Vorjahr gelieferten Getreidemenge liegen dürfte.

WARUM BLOSS?

Die Selbstmordrate unter den Vietnam-Veteranen in den USA liegt weit über dem Durchschnitt. In einem Bericht für das »New England Journal of Medicine« heißt es, die Selbstmordrote unter ehemaligen Vietnam-Kämpfern liege vermutlich 86 Prozent höher als in der übrigen Bevölkerung. Die Gefahr, bei einem Verkehrsunfall getötet zu werden, sei bei Veteranen um 53 Prozent größer als bei anderen Amerikanern. Absolute Zahlen wurden nicht genannt. In dem Bericht heißt es: »Es gibt vier Millionen Amerikaner, die in Vietnam gekämpft haben, und jeder von ihnen ist ein Selbstmordkandidat.«

HÄUFIGER KRANK

Bei einer Untersuchung in Großbritannien ist ein deutlicher Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und einer höheren Anfälligkeit für Erkrankungen festgestellt worden. In dem Report heißt es, die untersuchten Arbeitslosen seien etwa 20 Prozent häufiger zum Arzt gegangen und hatten um rund 60 Prozent häufiger ambulant in Krankenhausern behandelt werden müssen als Personen in einem Arbeitsverhältnis. Gesundheitsprobleme würden bereits beginnen, wenn das Unternehmen in Schwierigkeiten gerate.

MAINZ BLEIBT MAINZ

Was Archäologie mit Politik zu tun hat? Viel. Deshalb findet der 11 . Archäologische Weltkongreß im September 1987 in Mainz statt und nicht, wie vorgesehen, in der Universität von Southampton. Dort sollte den Südafrikanern der Zutritt verwehrt werden. Nicht so in Mainz.

MADE IN USA

Die Sendeanlagen, mit denen Libyen nach Auskunft der USA fortwährend Terrorkommandos durch die Welt hetzt und je nach dem, die Vollzugsmeldungen so erhält, daß die Geheimdienste der USA, der Bundesrepublik und selbst Westberlins mittlerweile alles mühelos dechiffrieren können, sind Produkte der folgenden Firmen: Crypto (Schweiz), Racal und Plessey (Großbritannien), ITT, Litton und Rockwell (alle USA).

TODESMUTIGE JOURNALISTEN

Die Irren sterben nicht aus: Von 1.703 Bewerbern aus allen Bereichen der US-amerikanischen Medien für einen Flug in einer Weltraumfähre sind in Columbia (US-Bundesstaat South Carolina) 100 Journalisten in die engere Wahl gekommen. Darunter auch der bekannte Fernsehjournalist Walter Cronkite, der im nächsten Jahr 70 wird. Aus den 100 werden jetzt fünf ausgesucht. Eile ist jedoch nicht geboten. Der ursprünglich für September vorgesehene Flug in den Weltraum mit Journalisten an Bord ist aus den bekannten Gründen auf unbestimmte Zeit verschoben worden.

SWAPO ANERKANNT

Mit der Eröffnung der Namibischen Botschaft und dem Hissen der SWAPO-Fahne in Neu Delhi verlieh Indien als erstes Land der Erde der SWAPO die volle diplomatische Anerkennung als einzige legitime Vertretung des namibischen Volkes. Der Präsident der SWAPO, Sam Nujoma, der sich in Neu Delhi aufhielt, beschuldigte die BRD und andere imperialistische Verbündete Südafrikas, daß sie die Befreiung Namibias verzögern wollen.

USA LACHT

»Ich hasse die USA
Ich Liebe meine Mutti
Aber ich würde sie für die Atombombe verkaufen
Sie würde mich dann aber noch immer mögen
und Stolz auf mich sein
Ich heiße Gaddafi
Ich exportiere Terrorismus
indem ich die PLO anrufe
Sie werden immer da sein
Weil sie kein eigenes Land haben«

Natürlich stammen die Zeilen nicht aus dem Munde des libyschen Revolutionsführers. Es handelt sich vielmehr um vergnügt zu singende Verse, die seit neuerem die bunte Palette volkstümlichen Liedguts der Vereinigten Staaten von Amerika mit neuem humoristischen Schwung bereichern.

US-Amerikas Öffentlichkeit spottet nun mehr einträchtig mit ihrem hollywoodtieden Führungsgreis auf die mutmaßliche Gallionsfigur des düstren Schiffes »Arabean«. Denn: Wer ausschaut wie ein Araber, ... der ist ein Araber .... und wer ein Araber ist, der ... logical. So trecken frohgemut Heerscharen von Liedchen und Witzchen durchs weite Land, und bekunden die ungeheure Primitivität der amerikanischen Witzkultur. Doch seit Reagans Bombenanschlag auf die Städte des »crazy dog« findet die Araber-Hatz nicht mehr nur verbalen Ausdruck. Hohn und Spott folgt vielerorts die rohe Gewalt gegen alles, was den kämpferischen Patrioten arabisch dünkt. Und nicht allein gegen das arabische Inventar (Moscheen, Eigentum arabischstämmiger Amerikaner) richtet sich der tätige Hass. So wurden in Syracuse (New York) arabische Studenten von entrüsteten Amerikanern zusammengeschlagen. Im Bundesstaat Wisconsin meuchelten konsequente Patrioten - ihren Präsidenten nur wenig mißverstehend - einen Palästinenser, dessen Fehler es war, in seinem Laden ein Bild des PLO-Hauptes-Arafat hängen zu haben. Selbst das hehre »Time Magazin« verkniff sich - möglicherweise aus Sorge um Marktanteile - seinen Beitrag nicht, als es konstatierte, Gaddafi sei »die moderne Fleischwerdung der Gesellschaft der Mörder, die vom 11. bis zum 13. Jahrhundert im Nahen Osten tätig war.«

Was Wunder, daß Mitglieder der ADC (American-Arab-Anti-Discrimination-Commitee), eine Organisation die sämtliche Auswüchse gegen arabische Bürger in den USA auflistet, reichlich Befremden darüber äußerten, daß es den sonst so spürsicheren FBI-Jägern noch immer nicht gelungen sei, der Terrorkommandos im eigenen Land habhaft zu werden.

WELLENSTROM

Norwegen bemüht sich, den GAU nicht im eigenen Land zu haben: An der norwegischen Küste sind kürzlich zwei neuartige Kleinkraftwerke in Betrieb genommen worden. Bei dem einen Typ rauschen die Wellen durch einen offenen, gemauerten Kanal in ein Wasserreservoir, das etwa drei Meter Ober dem Meeresspiegel liegt. Nachfolgende Weilen bringen das Reservoir zum Überfließen, das ausströmende Wasser treibt eine Turbine an. Beim zweiten Typ strömen die Wellen in einen boilerartigen Windkessel, drücken dabei Luft aus dem Kessel und saugen sie beim Zurückfließen wieder hinein. Mit dem Luftzug wird eine Turbine angetrieben. Die Menge des so erzeugten Stromes, selbst beider Kraftwerke zusammen, reichte allerdings nicht gerade für Kiew.

ZWEI PRO MINUTE

Mexico-City wird im Jahre 2000, wenn die Bevölkerung im bisherigen Maße zunimmt 31 Millionen Einwohner haben. Gegenwärtig steigt die Bevölkerung um eine Million pro Jahr oder 2.740 pro Tag oder 114 pro Stunde oder 1,9 pro Minute an.

BÜCHER

RENNMIEZEN

Es geht um die Rolle der Frau in der Sportberichterstattung von »Bild«. Doch »**Goldmädel, Rennmitzen und Turnküken**« von **Marie-Luise Klein** und **Gertrud Pfister (Verlag Bartels & Werutz, 29.80 DM**) betrifft auch diejenigen, die der vermeintlichen seriösen Tagespresse ihr Interesse und ihren Glauben schenken.

Daß in »Bild« über Männer im Sport mehr (95 Prozent) berichtet wird als über Frauen, verwundert vielleicht noch nicht einmal. Auch das die geringste Flache, die dem Frauensport zugestanden wird, über die Hälfte mit Bildern gefüllt ist, versetzt niemanden in Erstaunen. Die ungleiche Verteilung des Leistungssports - und nur um den geht's in »Bild« - von Frauen, die immerhin ein Drittel aller Sportvereinsmitglieder im Bereich des Deutschen Sportbundes stellen, verschiebt sich jedoch noch mehr. Die Berichtserstattung über Frauensport hat eine Art »Lückenfüllerfunktion«, wie die beiden Autorinnen festhalten: »Priorität hat der Männersport; erst wenn hierüber alles Berichtenswerte geschrieben ist, erscheinen die Sportlerinnen in den Schlagzeilen.« Und dann die Bilder, die im Blatt erscheinen: Über zwei Drittel der Bilder von Sportlerinnen sind nicht aktuell, sondern dienen nur der Illustration. Meist junge, hübsche, lächelnde Frauen - über 30 Prozent der Sportlerinnen schauen den Leser direkt an, nur 10 Prozent der männlichen Athleten - belegen: »Fotos in der Frauensport-Berichtserstattung (sind) in erster Linie im Hinblick auf ihre Anziehungskraft auf den Betrachter ausgerichtet«

Altersangaben sind bei Frauen und Mädchen im Sport obligatorisch, erhalten aber noch Zusätze wie »noch Kinder«, »Kücken«, »süße 16 Jahre«.

Kaum eine Sportlerin, die nicht mit Anzüglichkeiten bedacht wird. Zu Slalomläuferin Christa Kinshofer heißt es: »Ihre Kurven sind die schönsten«, die »Idealmaße einer Turnerin - lange Beine, weibliche Kurven, gertenschlank«, eine Fechterin wird als »ganz schön spitz« beschrieben.

Im Klartext liest sich das dann in »Bild«, in einem Bericht über das Endspiel im Frauen-Fußball: »Sie kamen als junge Damen: Frisch gefönte Haare, wadenlange Röcke, Stöckelschuhe... Und dann kämpften sie wie die Männer... Freistoß... kein Mädchen hält die Hand vor den Busen. 'Brustschutz? Wir nehmen die Balle mit dem Brustbein an' ... Probleme gibt's nur außerhalb des Spielfeldes: Wenn die Mädchen mal 'müssen'. Denn im Stadion gibt's nur ein Männerklo. Da muß man sich erst reintrauen. Noch dem Schlußpfiff unter die Dusche - ohne Trainer«

Egon Boesten

FILMFRAUENBÜCHER

Die Frage: Ist ein Buch schon lobenswert, vielleicht gar noch nützlich, weil es einen so netten Titel hat? »**Rebellin in Hollywood**« verspricht, so der Untertitel, »**13 Porträts des Eigensinns**« über Frauen, die in Hollywood, wie es so heißt, ihren Weg gemacht haben, in dem sie ihren Mann ... Nein, das nun doch nicht. 13 Frauen: Alice Guy, Alla Nazimova, Louise Brooks, Marie Dressler, Anita Loos, Dorothy Arzner, Frances Farmer, Mae West, Lillian Hellman, Katharine Hepburn, Shirley MacLaine, Jane Fonda, Claudia Weill. Sie werden von Paul Werner und Uta von Steen mit jener sprachlichen Schmissigkeit vor- und dargestellt, die gemeinhin als »flotte Schreibe« gilt - fürchterlich also - und die wieder und wieder immer dasselbe herausbekommt: Es gab und gibt auch Frauen in Hollywood. Oh quelle surprise, brüllt da der gebildete Cowboy, der, mittlerweile als Stuntman für jeden Unsinn, nur per Anschauung zu gut weiß: Ganz ohne Weiber geht die Chose nicht. So also nicht. Nicht einmal der Apparat des Bandes ist nützlich. Zu Claudia Weill werden zwar auf Texte in »Herald Tribune«, »Rolling Stone«, »New York Times« und »Hannoversche Allgemeine Zeitung« verwiesen, aber daß ihr Filmchen »Freundinnen« wie ihr »China Report« in »Frauen und Film« - ein nicht so unbedeutendes Periodikum - gut gewürdigt worden sind, kommt leider nicht vor. Der tende Verlag, bei dem der Band erschienen ist (**253 Seiten, Abbildungen, 24,80 DM**) hat schon Wichtigeres und Besseres zum Film herausgegeben: Etwa die »Autobiographie« von Alice Guy, etwa Anthony Slides »Engel vom Broadway - Der Einzug der Frauen in der Filmgeschichte« und schließlich auch, erst in diesem Jahr, **Stefanie Hetzes** Band »**Happy-End für wen? - Kino und lesbische Frauen« (190 Seiten, Abbildungen 28.-DM**), in dem allerdings ein so gut entwickelter proseminaristischer Jargon herrscht, der die Autorin nun

aber glattweg befähigen sollte, ins Hauptseminar vorzurücken. Etwa: »Die herrschende Praxis der Repräsentation des Lesbischen, die 'lesbischen' Codes des 'Kinos der Vater und Söhne' sind nicht an das Geschlecht der Bedeutungsproduzenten gebunden.« Soll heißen: Auch Frauen machen Männerfilme, wenn sie Filme über Frauen machen. Der Satz, aber auch die Aussage beziehen sich auf Claudia Weill. Aber die hatten wir schon.

SPANIEN-FILME

Über 200 Ausschnitte aus Wochenschauen, Reportagen, Dokumentar- und Spielfilmen aus der Zeit des spanischen Bürgerkriegs zeigt gegenwärtig die spanische Filmothek Madrid in einem Zyklus anläßlich des 50. Jahrestages des Beginns der Verteidigung der spanischen Republik. Der Direktor der Filmothek, Juan Antonio Perez Millan, erklärte, der Zyklus sei Ergebnis eines langwierigen Prozesses des Sammelns und Ordnens. Ein Teil der Filme galt bislang als verschollen.

GSH AUF BRD-TOUR

Erstmals seit drei Jahren wird im Juli wieder der schwarze Musiker und Dichter Gil Scott-Heron auf bundesdeutschen Bohnen zu sehen und zu hören sein. Der 1950 geborene Amerikaner, dessen Musik in den Traditionen des Jazz, Blues und Funk wurzelt, brachte mit »The Vulture« und »The Nigger Factory« 1969 seine ersten beiden Bücher heraus und veröffentlichte zwei Jahre später mit dem Jazz-Musiker Brian Jackson seine erste Platte. Bekannt wurde Gil Scott-Heron durch den 1982 erschienenen Song »B-Movie«, einer über zwölf Minuten langen Abrechnung mit dem Amerika Ronald Reagans. Über die Tourdaten dürfen sich allerdings nur Fans in Norddeutschland freuen: GSH spielt am 3.7. in der Hamburger Markthalle und tags darauf in der HFT-Mensa Bremen.

»FRAUEN AN DER FRONT«

Im Juni erlebte der erste Spielfilm eigener Produktion in Nikaragua seine Uraufführung. »Frauen an der Front«, so der Titel, ist dem Leben und Kampf nikaraguanischer Frauen in den Kriegsgebieten im Norden des Landes gewidmet. Diese Frauen sichern nicht nur die Produktion, sondern übernehmen. auch die Verteidigung der Siedlung und der Kooperative, da ihre Männer das Land gegen die aus Honduras einfallenden Contras schützen. Die Hauptdarstellerin, Feliciana Rivera, ist Bäuerin aus der im Film dargestellten Gegend und stand zum ersten Mal vor der Kamera. Zu ihrer Rolle sagte sie: »Das bin ich, das ist mein Leben.«

SCHWUHR

Die schweizer Billigarmbanduhr Swatch wird immer teurer. Allerdings nicht im Laden. Dort werden die Festpreise gehalten, die bei DM 60 liegen. Aber Sammler treiben die Preise besonders für vergriffene Modelle mittlerweile gewaltig in die Höhe. Für die durchsichtige Swatch, die für eine Saison Renner des Unternehmens war, wird mittlerweile soviel Geld bezahlt, daß man sich auch eine anständige U für kaufen könnte. Der Run auf dieses Massenprodukt entsteht nicht ohne Grund: Das Unternehmen feuert im Herbst und Frühjahr jeweils neue Kollektionen in den schönsten Buntheiten auf den Markt und zieht gleichzeitig die Modelle älterer Kollektionen zurück. Besondere Hinterlist: Es wird immer jenes Modell nicht weiter zum Verkauf angeboten, das sich bis dato am besten verkauft hat. So macht man ein Massenprodukt rar.

KUNST ÜBER KNAST

Stammheim ist überall. Der konfliktstrotzenden, beziehungskistenhaften Republikschnulze »Stammheim« folgt nun bildende Stammheimkunst, um dem bereits verhallenden letzten Schrei bundesrepublikanischer Vergangenheitsbewältigung nachzuspucken, ehe niemand mehr hinsieht. Der »Machen Sie sofort die Schranktür zu« titulierte Katalog enthält »zweiunddreißig Zeichnungen und eine Plastik zur Isolationshaft«, wobei sämtliche noch den »Schilderungen ehemaliger Isolationshäftlinge gezeichnet und modelliert« wurden. Die Bilderschau gibt Zeugnis von der trüben Tristesse jenes verschärften Vollzugs, der »weißen Folter«, made in West-Germany.

Ein Thema, dutzende Variationen: die leidende, geschundene, nach Identität ringende Kreatur, mal aller Illusion beraubt vor der Schreibmaschine hockend (»Brief an den Rechtsanwalt«), mal in der medizinischen Knaststation am -Futtertropf hängend (»Hunger- und Durststreik am 18. Tag«). Dazwischen Ansichten durchstöberungsbedingt verwüsteter Zellen (»Der Staatsschutz war da«) und bitterkalte Stilleben des Zelleninventars. Fraglos: erschütternd.

Freilich, wo die gebrochene Existenz sich qualvoll windet, besteht stets die Gefahr, daß weniger der Widerstand sich regt, als vielmehr ein sado-pornographisches Bedürfnis derer befriedigt wird, denen Nachdenklichkeit gut ins Gesicht stünde, die selbiges jedoch - so steht zumindest zu befürchten - eher zur gierig-lüsternen Grimasse verziehen dürften, da ihr eigenes schmieriges Los einer unverhofften Erhöhung teilhaftig wird. Ähnliches erhofften sich auch viele von »Stammheim«, als sie ins Kino stürmten, um sich im Spannungsfeld zwischen RAF und Apparat einen herunterzuwichsen.

So zeitigen derlei Inhalte, zumal in der hier vorgestellten Form der nackten, Mitleid transportierenden Stimmungskunst, bei objektiver Betrachtung eingedenk ihrer problematischen Ambivalenz reichlich zwiespältige Gefühle.

Doch, lediglich um den lechzenden Voyeuren ein reiches Mahl zu vergellen, auf die Publikation eines derben Stückes deutscher Realität, welche den Zeichnungen wohl kaum abzusprechen ist, zu verzichten, hieße Wahrheit vergraben, um Fliegen verhungern zu sehen, was in keinerlei Verhältnis zur Schädlichkeit der Fliegen stünde.

Der Katalog kann zum Preise von DM 10 (zzgl. Versandkosten) beim Buchvertrieb Grimmstraße, Grimmstr. 27, 1000 Berlin 61, erstanden werden.

MARX & ENGELS IM LANDE DER CHINESEN

Die Arbeiten an der 50 Bande umfassenden Ausgabe der Werke von Marx und Engels in chinesischer Sprache sind jetzt abgeschlossen worden, berichtete die Zeitung »Renim Ribao«. Grundlage für die 30 Jahre wahrende Bearbeitung war die zweite Marx-Engels-Ausgabe in russischer Sprache vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU unter Berücksichtigung erster Publikationen in deutscher Sprache.

ARAGON-NACHLASS ÜBERGEBEN

70.000 Blätter, darunter handschriftliche Manuskripte, Notizen, Entwürfe, maschinengeschriebene Texte sowie 35.000 andere Dokumente des literarischen Nachlasses von Louis Aragon wurden jetzt von dessen langjährigem Freund Jean Ristat dem Nationalen Wissenschaftlichen Forschungszentrum (CNRS) in Paris übergeben. Der literarische Nachlaß der Lebensgefährtin Aragons, Elsa Triolet, wurde ebenfalls dem CNRS übergeben.

ANTIFASCHISTISCHE KUNST

Antifaschistische Kunst und Antikriegskunst sind an keinem Ort in der BRD systematisch gesammelt und dokumentiert. Viele Künstler und ihre Werke sind in Vergessenheit geraten oder gebracht worden. Mit der Gründung der Guernica-Gesellschaft, 1985 in Osnabrück, soll dem entgegengearbeitet werden. Ziel ist es, Voraussetzungen zur einheitlichen Dokumentation und Erforschung antifaschistischer Kunst und Antikriegskunst der Vergangenheit und Gegenwart zu schaffen. Vorrangig die antifaschistische Kunst der dreißiger und vierziger Jahre soll dokumentiert werden.

Die Guernica-Gesellschaft sieht in ihrem Vorhaben auch einen Beitrag zur »Starkung der Friedenskultur, durch die ein breiter Zusammenhalt geschaffen wird, der für den Widerstand gegen Krieg und neue Formen des Faschismus eine Voraussetzung ist.« Eine erste wissenschaftliche Tagung im Frühjahr 1987 beschäftigt sich mit dem Thema: »Der Spanische Bürgerkrieg und die Künste der dreißiger bis fünfziger Jahre.«

Konkret 07/86, S. 44

Walter Boehlich

Keine Spur von Geschichte

Über den selektiven Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit. Eine Rede von Walter Boehlich, gehalten bei den diesjährigen Römerberg-Gesprächen

Es ist denkbar, daß die Deutschen mit ihrer Geschichte umgehen wie viele andere auch, nicht besser jedenfalls, aber womöglich sehr viel schlechter. Allerdings, was heißt: die Deutschen? Sie haben nicht alle miteinander ein gemeinsames und gleiches Geschichtsbild, so wenig wie sie alle gemeinsame und gleiche Erfahrungen haben. Für die Konservativen ist Geschichte etwas anderes als für Anarchisten oder Revolutionäre. Was für die einen ein positiv bewerteter Inhalt der Geschichte sein kann, kann für die anderen negativen Charakter tragen. Aber nicht um die unterschiedlichen Geschichtsbilder geht es hier, sondern um die mehrheitlich akzeptierten, nicht um abweichende oder neue Meinungen, sondern um die herrschende, durchgesetzte, die natürlich nicht interessenfrei ist und auf allem anderen beruht als auf wertfreier Wahrheitssuche.

Wenn nicht alles täuscht, ist unser Umgang mit Geschichte auf verdächtige Weise selektiv. Ich meine damit nicht, daß dem gemeinen Manne Geschichte höchstens in Bruchstücken vertraut ist - das wäre verständlich - sondern ich meine damit, daß wir aus der überlieferungsfähigen Geschichte mehr ausgrenzen als andere, daß mit anderen Worten unser Geschichtsbild die unausgesöhnte Nation widerspiegelt, deren herrschende Klasse (oder ehedem herrschende Klasse) Sorge trägt und tragen läßt, daß der Beitrag ihrer ideologischen Gegner zur deutschen Geschichte auf ein Minimum reduziert, ja nach Möglichkeit gänzlich vergessen wird. Auf diese Weise wird die Geschichte zum Verfügungspotential derer, die die Möglichkeit haben, den Ton nicht bloß anzugeben, sondern zu bestimmen. Sie gehört dann denen, die sie nach Maßgabe des Nutzens für ihre eigenen politischen Bedürfnisse plündern. Nicht wie es wirklich gewesen sei, wird auf solche Weise vermittelt, sondern wie man es gerne gehabt hätte. Die Vergangenheit, die überliefert wird, soll etwas beweisen, für die Gegenwart; sie soll bestätigen, daß das historische Recht auf der Seite der Gewinner ist.

Das auffälligste Merkmal unseres Umganges mit Vergangenheit ist die Ambivalenz von kindlicher Verehrung und blanken Haß. Es sieht aus, als liebten wir unsere Vergangenheit nicht, als laste sie auf uns wie ein Alpdruck, von dem wir uns auf jede Weise befreien müßten. Wir tun das einerseits durch die Hinwendung zu vermeintlichen Glanzpunkten, die nicht fern genug liegen und nicht unverstanden genug sein können, und andererseits durch kälteste Zerstörung der materiellen Reste unserer Geschichte. Auf der einen Seite klagen wir über die verlorengegangene Heimeligkeit und jammern über die alliierten Bomberflotten, die keinen Stein auf dem anderen gelassen hätten, auf der anderen Seite sind wir seit Jahrzehnten damit beschäftigt, niederzureißen, was daran erinnern könnte, daß unsere Städte einmal anders ausgesehen haben, ganz so, als hätte der Krieg seine Arbeit nicht hinreichend getan, als wären wir erst wieder bei uns selbst, wenn alles, aber auch alles, keine Spur des Gewesenen mehr enthält.

Allerdings wird der schlechte Schein gewahrt - es gibt Trostpflaster. Wer will, kann sich das in Frankfurt ansehen, wo die Parole des Bürgerkönigtums, das 'enrichissez-vous', zum Evangelium geworden ist. Was noch steht, verdankt sich nicht der Planung, sondern dem Widerstand, wogegen sich der Planung die Wiederherstellung der Alten Oper, der Neubau der Römerbergzeile in schönster Konditorgotik und dieses oder jenes opulent restaurierte Gebäude verdankt, das Erinnerung nicht schaffen kann, wo alle andere Erinnerung aus der Welt geschafft wird. Der Bürgerstolz, auf den da spekuliert wird, hat nichts mehr mit denen zu tun, die Frankfurt einmal zu dem gemacht haben, was es gewesen ist. Nichts zeigt das Verhältnis derer, die Frankfurt jetzt beherrschen, zur Frankfurter Vergangenheit besser als das Trauerspiel des Börneplatzes, dem man zu lange Zeit selbst seinen angestammten Namen genommen hatte. Einmal hat auf diesem Platze die alte Frankfurter Synagoge gestanden. Es ist keine Spur von ihr geblieben, und ginge es nach dem Willen derer, die so schön die Stadtväter heißen, dann entstünde dort ein monströser Verwaltungsbau und begrübe unter sich auch noch die letzte Möglichkeit, derer zu gedenken, ohne die Frankfurt das Provinznest geblieben wäre, das es heute wieder ist. Nein, man will keine Erinnerung, weder eine Erinnerung an die eigenen Verbrechen noch eine Erinnerung an deren Opfer, schon gar nicht, wenn die gelobte Effizienz der Verwaltung und die Interessen des Kapitals den Schaden davon hätten. Wie viel bequemer ist da von Zeit zu Zeit ein kaltes Büfett für eine Handvoll Überlebender, mit deren Tode das unangenehme Kapitel ein für allemal erledigt sein wird. Und Börne - muß man sich um den in der Goethestadt wirklich kümmern? Muß man wirklich ein Bewußtsein dafür schaffen, was für ein Schriftsteller das gewesen ist? Börne ist, mehr noch als Heine, ein Opfer des deutschen Ausgrenzungswahnes, er ist längst zur Unperson geworden, die ihr Leben allenfalls noch in Pro- und Hauptseminaren fristet, die den Deutschen so unvergleichlich wichtig ist, daß das Verzeichnis der lieferbaren Werke nicht mehr zu nennen weiß als zwei Reclamhefte. Und sonst nichts. Das, genau das, ist die Art, wie wir mit unserer Geschichte umgehen, weil sie unsere nie geworden ist. Heine ist wenigstens noch eine Wunde, Börne nicht einmal das. Was sollte er einer Stadt, was einer Gesellschaft bedeuten, für die Soll und Haben alles ist.

Daß aus der Geschichte nichts zu lernen sei, ist ein Gemeinplatz, und von einer Nation, sei sie gespalten oder nicht, zu verlangen, sie solle für immer weise werden, wäre ein wenig viel verlangt. Aber muß man auf so barbarische Weise auf die

Geschichte reagieren? Könnte nicht wenigstens die Trauer, die Scham zu einem verständigeren, würdigeren Umgang mit der Geschichte führen? Offenbar nicht. Denn die Mehrheit derer, die Geschichte lehren, scheint ihre Arbeit als Legitimationsgeschäft mißzuverstehen, den Politikern in die Hand zu arbeiten. Gewiß haben beinahe alle nach 1945 mit dem Finger auf Weimar gezeigt und erklärt, Vergleichbares dürfe sich nicht wiederholen. Und ist vielleicht alles anders und besser geworden oder hat das Fach das alte Spiel unter veränderten Vorzeichen weitergespielt? Man wird sich erinnern, was nach dem Ersten Weltkrieg geschehen ist. Da gab es die Kriegsschuldfrage, an der vor allem diejenigen leidenschaftlich interessiert waren, die sich vor Kriegsbegeisterung und vaterländischem Sinn nicht lassen konnten. Noch während des Krieges hat das Fach den dissidierenden Veit Valentin geopfert, ihn zum Verzicht auf die Lehrbefugnis gezwungen. Und wie ging es Hermann Kantorowiczs »Gutachten zur Kriegsschuldfrage«, gefertigt im Auftrage des Reichstages, abgeschlossen 1923? Es ist schließlich im Jahre 1967 publiziert worden, als es keinen sonderlichen Schaden mehr anrichten konnte. Haben die Historiker aus solchen Fällen gelernt, sind sie weise für immer geworden? Nichts weniger als das. Als Fritz Fischer zu Beginn der 60er Jahre die Kriegsschuldfrage neu aufgerollt hatte und in den Vereinigten Staaten Vorträge über seine Forschungen halten sollte, hat eine Gruppe konservativer Historiker, sehr mächtiger Historiker, das zu verhindern getrachtet - damit dem deutschen Ansehen nicht geschadet werde. Eben das war das Motiv, mit dem Hans Rothfels die Publikation der Tagebücher von Kurt Rietzler zu verhindern suchte, deren Veröffentlichung zu einem weiteren Skandal führte, weil da, freundlich ausgedrückt, etwas manipuliert worden war.

Nun war zunächst freilich nicht die Kriegsschuldfrage das, was die deutschen Historiker am brennendsten interessierte. Vielmehr trugen sie ihr Scherflein zur Aufhellung dessen bei, was der alte Friedrich Meinecke in einem hochgeschätzten, aber kindischen Buche die 'Deutsche Katastrophe' genannt hat. Die Katastrophe wohlgemerkt war weniger die Verbrechensherrschaft von 1933-1945, als vielmehr der Zusammenbruch, das Ende, das dann doch keines wurde. Meinecke war nicht allein, und wer wissen möchte, auf welchem Niveau das Fach die Diskussion weiterführte, der lese die folgenden Sätze von Johann Wilhelm Mannhardt: »Der im Mai 1945 erfolgte Absturz unseres auf einer unverantwortlichen Bergtour befindlich gewesenen Volkes die letzte senkrechte Felswand hinunter, nachdem es bei vollem Bewußtsein seit Stalingrad eine Schutthalde nach der anderen hinabgerollt war, und das Umherirren der Überlebenden in dem am Fuße des Felsens für uns aufgestellten Käfig haben, verständlich genug, eine ungeheure Verwirrung in uns angerichtet, die heute, dem äußeren, Schein zuwider, noch andauert.«

Katastrophe hin, Bergtour her - es mußte auch, das wollten die Historiker ebenso wie die Politiker, etwas Positives gegeben haben, und dieses Positive wurde auf den Namen 'Widerstand' getauft. Es gibt kein besseres Beispiel für das Ausgrenzen des Unerwünschten als dieses Phantom. Widerstand, das war ein paar Jahrzehnte lang nichts als der 20. Juli und die Weiße Rose, eine fabelhafte Rechtfertigung der Bourgeoisie post festum. Den Widerstand der kleine Leute, den Widerstand vor allem der KP hatte es nie gegeben, und wenn man die Verrenkungen des Hamburger Senats einerseits und der Bundesregierung andererseits ins Auge faßt, Verrenkungen, die dazu dienen sollen, daß nicht einmal die Namen der von den Nazis ermordeten Linken, vor allem also aus gegebenen Gründen Kommunisten, zum Gedenken festgehalten werden, dann weiß man, wie generös und wahrheitsliebend wir uns mit unserer Geschichte auseinandersetzen. Generös jedenfalls, was die Teilnehmer am 20. Juli betrifft. Auch da haben nicht so sehr die Politiker als vielmehr die Vertreter des Faches Legenden begründet, allen voran Gerhard Ritter aus Freiburg. Vielerlei ist da zur Sprache gekommen, nur eines nicht, was alle, auch Gerhard Ritter, immer gewußt haben müssen: der ekelhafte Antisemitismus fast aller Beteiligten, die nicht anders als die Nazis vom Vorhandensein eines 'jüdischen Problems', will sagen der sogenannten Judenfrage überzeugt waren. Ihre Lösung war nicht ganz so brutal, es war keine Endlösung, aber unmenschlich war sie auch. Wie sehr dieses Problem tabuiert war, kann man daran erkennen, daß ein jüngerer Historiker, der keineswegs ins konservative Lager gehört und heiße Eisen in der Regel nicht scheut, in den sechziger Jahren davon Abstand genommen hat, es zu behandeln. Er habe es nicht gewagt, sagte er.

Geschichte als Verfügungsmasse, Tradition als Ausgrenzungsstoff, damit beginnt es und damit endet es. Die Historiker, nicht alle, versteht sich, gehen nach Belieben damit um, je nachdem wie es die Zeitläufe erfordern. Die erfolgreichste deutsche Geschichte stammt aus der Feder des Balten Johannes Haller, der keineswegs ein kleines Licht war. Er hat sich zu einem Buche anregen lassen durch die italienische Geschichte Cesare Cantús; er wußte, wovon er schrieb. Von seinem Buche gibt es drei Fassungen, die erste aus Weimar, die zweite aus dem Dritten Reich, die dritte nach der Bergtour. Die erste hat ein Motto: *essetai ämar...* zu deutsch: Einst wird kommen der Tag. Der Tag, der kommen sollte, war die Wiedererstehung der alten Reichsherrlichkeit, obgleich es bei Homer - und darin hat ihm unsere Geschichte Recht gegeben - der Tag war, an dem das heilige Ilion hinsinken sollte. In dieser Fassung findet sich ein Gedicht des Schwaben Johann Georg Fischer, das den Wunsch nach dem letzten aller Diktatoren und der letzten Diktatur ausspricht. Als der Diktator gekommen war, hat Haller diese Verse gestrichen, dafür aber ein abscheuliches letztes Kapitel hinzugefügt, das den herrlichen Taten Adolf Hitlers gewidmet ist. In der dritten Fassung fehlt dieses Kapitel, wogegen das Vorwort wie immer schon versichert, daß der Schreiber sich in seiner Ansicht von der deutschen 'Vergangenheit nicht durch den Augenblick habe bestimmen lassen. Er scheint es geglaubt zu haben.

Die Mehrheit der deutschen Historiker geht mit der Geschichte nicht anders um als die Mehrheit der Deutschen. Sie verbreitet herrschende Ideen als Ideen der Herrschenden. Nichts hilft: wir müssen uns an die Minderheit halten. Diese Minderheit gibt es. Das wenigstens.

Konkret 07/86, S. 48

Matthias Altenburg

Franz Josef Degenhardt
Komm sing uns wie’s war

Vom Konfirmationsgeld hatte ich mir Degenhardts Platten gekauft und die billigste Kompaktanlage, die aufzutreiben war. Seitdem begleitet mich diese Stimme, von der manche sagen , daß sie gar keine ist, jedenfalls keine zum Singen, weil sie nuschelt, kräht und krächzt. Aber die zwingt mich auch zum Hinhören, nimmt mich ernst, wo mir die zwitschernden Evergreenhorns der Szene meine Gefühle bloß zu Sentimentalitäten verwusten.

Angefangen hat er wie die meisten seines Genres. Als bitterböser Bänkelbarde. Ein bißchen früher vielleicht, ein bißchen besser bestimmt. Und doch noch reichlich vage. Das ging so gegen Wohnzimmermief und Oberlehrer, für freien Sex und bunte Träume. Allein mit der Klampfe: Degenhardt on stage. Ach, wie gut, daß niemand weiß.

Dann sickerte so langsam Leben in die Texte und machte sie konkreter. Zu den Bürgersöhnen kamen die Fremdarbeiter, zum Wein im Glas das Messer im Bauch. Sänger und Hörer begannen zu ahnen, daß es da andere Konflikte gab als den zwischen den Generationen. Und andere Gegner als den Spießer und die Doppelmoral.

Marx wurde entdeckt. Und gelernt und gelesen und gehofft. Imperialismus, Bourgeoisie. Profit. Das klang neu und fremd und klug. Plötzlich waren die Begriffe schneller als die Bilder. Den Köpfen tat das gut, den Liedern erstmal weniger. Denn das neue Wissen war nicht durch Erfahrung gedeckt und daß zum Spruch der Widerspruch gehört, das wurde in Degenhardts Texten zwar behauptet, aber nicht gezeigt. Einwände ließ er nicht gelten, denn schließlich: »Zwischentöne sind bloß Krampf im Klassenkampf.« »Und das war natürlich Krampf«, fügt er heute hinzu.

Aber erstmal war man siegessicher, damals in den späten sechziger, den frühen siebziger Jahren. Und auch Degenhardt sang schon vom »roten Morgen« jenes »Tages, an dem die Sonne tanzt.« Ein Satz mit X.

Fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen; »die Zeit der Wunder ist vorbei« (Hermlin). Es ist noch nicht lange her, da haben wir geglaubt, daß wir heut schon längst nicht mehr wären. Die besetzten Häuser waren geräumt, die Raketen stationiert, die Freundin mal wieder weggelaufen und draußen statt Sonne bloß Reagan - trotz Beuys und Nicole. Und wenn sie mal schien, die Sonne, wie damals in Bonn, Dreihunderttausend auf den Rheinwiesen, als Brandt sprach und die Mädchen ihre Blusen auszogen, dann nahmen wir's als Hohn. Schließlich warteten wir auf DAS ENDE, den GROSSEN KNALL, die VERY BIG EXPLOSION. Wir, da waren wir sicher, würden in Kürze versaftet, ab in den Orkus, gone with the wind, über die Wupper, futschihama. Und hat sich ja auch gut gemacht, wenn man im Proseminar mit weißgeschminktem Gesicht und großen Gesten den eigenen Kummer zum Weltschmerz läutern konnte.

Und auch aus Degenhardts Texten sind die »zukunftsfrohen Botschaften«, über die sich Peter Schneider noch vor Jahren in dieser Zeitschrift mokierte, verschwunden. Die fixe Zuversicht ist perdu, die Behauptungen ebenso. Stattdessen Beschreibungen, oft bitter und immer genau. Aber: Degenhardts Lieder sind keine lesbare Lyrik; sie sind gebunden an seine Stimme, an seinen Tonfall, an seine Musik. Man muß ihn hören; da geht nichts auf. Immer wenn's grad gemütlich wird, kriegen wir eins in die Fresse. Der Text kommentiert die Musik und vice versa. Nein, kein Vergleich, aber Hölderlins »Wechsel der Töne«, in diesen Liedern findet er statt. Die Apokalypse wird uns als Schlaflied, als *Lullaby zwischen den Kriegen* präsentiert, der Aufschwung als brutaler Kirmesschlager. Die Hoffnung muß da kleinklein bleiben. Oder eben Fiktion, wie in der Abholzung, dem letzten Roman.

Mando heißt der Held und ist eine Mischung aus Indianer-Joe, Uri Geller und Mister Chance. Ober die Zustände in einer bundesdeutschen Kleinstadt der vorletzten Dekade des zwanzigsten Jahrhunderts ist er ebenso verwundert wie der Erzähler. Und der ist nicht aus dieser Zeit, sondern lebt in einer Gesellschaft - irgendwie, irgendwo, irgendwann -, die es ihm »möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden. « Richtig, so grün und lustig hat sich Marx in der »Deutschen Ideologie« den Kommunismus erträumt.

Diese doppelte Verfremdung - Mandos Ver-rücktheit und die Ungleichzeitigkeit des Erzählens - bedingen den schrägen Blick des Autors auf die Gegenstände seiner Beschreibung. Belustigung und Ironie sind der passende Ton zum Bild, das so entsteht. Die Bewegungen eines Rock'n'Roll tanzenden Paares werden mit gleicher Akribie geschildert wie das Verkaufsgespräch eines Autohändlers mit seinem Kunden. Der Autor läßt die Leute reden. Die seitenlangen, scheinbar banalen Monologe gehören zu den Stärken seiner Prosa. Ohne daß der Erzähler kommentierend eingreifen muß, entstehen präzise Psychogramme. Im Schwadronieren entblößen sich die Figuren selbst.

Viel, sehr viel mehr jedenfalls, als Herburger wahrhaben will, haben Degenhardts Texte mit dessen Prosa zu tun. Die gleiche Besessenheit vom Detail, die gleiche soziale Sympathie fürs Asoziale, die gleiche, irre Gewißheit, daß die kleinen

Leute weiser sind als ihre Wahl. Aber daß die Ähnlichen sich nicht mögen, noch dazu wenn sie konkurrierende Kleinproduzenten sind, das ist ja bekannt.

Nein, Schwierigkeiten mit der Vielfalt hat Degenhardt nicht, eher schon mit der Einheit. Und das merkt man seinen Romanen an. Die Handlung bleibt oft ein zu dünner Rahmen, als daß er das bunte Mosaik von Figuren und Verhaltensmustern zusammenhalten könnte. Hier werden reichlich Phänomene gesammelt, die in der kleinen, strengeren Form, im Lied oder in der Kurzgeschichte besser aufgehoben wären. Daß dabei dennoch mehr an Wirklichkeit rumkommt als beispielsweise in Grassens dicker Tageszeitung, genannt »Rättin«, dafür garantiert schon Degenhardts genauere Weltsicht.

Bonn '81, das ist lange her. Und als wir uns das erste und zweite Jahr danach dann wiedertrafen, in kleineren Haufen vor Hamburgs Rathaus und Frankfurts Paulskirche, da waren wir mal wieder die Gelackmeierten. Gestern Kassandra und heute vergessen. Verlassen von Gott, den Medien und dem Gros der Friedensfreunde. Aber eben nicht von Degenhardt.

So, und nun ist der Sommer schon wieder und doch nochmal gekommen und mit ihm, gerade noch rechtzeitig, die neue LP, die nicht ganz so unbeschwert ist wie ihr Titel: »Junge Paare auf Bänken«. Was bisher für unmöglich galt, Degenhardt hat es geschafft. Er hat Brassens ins Deutsche übertragen. Und das ist mehr als eine Übersetzung. Texte und Melodien des Vorbildes wurden als Rohmaterial benutzt für neun unverwechselbar deutsche Degenhardt-Songs. Wo der Franzose sich heimisch fühlt und dadurch manchmal allzu rasch harmonisiert, muß sein Interpret die Silben dehnen und quetschen, muß manches Wort verschleppen, damit das Ganze dennoch einen Sinn und ein Lied ergibt. Indem er sie in der Wiederholung anders betont, erweitert er die gleiche Zeile um ein neues Valeur und macht sie so widerstandsfähig gegen schnellen Verschleiß. Freilich, es kostet schon ein wenig Mühe, bis sich die Schönheit dieser Lieder dem Hörer erschließt.

Einzig dem Asketismus abhold, hat Degenhardt nichts gemein mit jenen »Revolutionären«, denen eine Tasse Tee schon der Gipfel der Genußsucht ist. Aber diese werden es sein, die ihre geraden Nasen rümpfen über die neuen Texte. Denn Degenhardt singt von der Liebe (einer Schäferin zu ihrer Katze), der Liebe (eines Affen zur Witwe seines Dompteurs) und der Liebe (der öffentlichen, in Parks und auf Bänken).

Und was ist mit der Bombe? Keine Angst, es bleibt zum Fürchten. Auch in diesen Stücken erhält der Irrwitz das Wort. Und die Kumpanen sind versehrt, vom Kampf gebeutelt oder bloß von den Zuständen. Aber wie zum Trotz fordert der Sänger zur Lebenslust auf, indem er von ihr singt. Damit wir nicht bloß leben wollen, sondern auch wissen wofür.

Was los ist, hier in dieser Republik und wie wir dabei aussehen, immer wieder hat Degenhardt es beschrieben. Und was solls? Daß sich einer treu bleibt beim großen Wandeln und Wenden, beim schnellen Werden im schnelleren Vergehen, das hilft. Das hilft Balance zu halten zwischen Action und Atari, Marlboro und Madness, Pampers und Poona. Eine Linke, die meint, auf solche Lieder verzichten zu können, suspendiert ihre eigenen Grundlagen.

Einwände gibt's viele gegen den Mann aus Quickborn. Das reicht vom »Kreml-Barden« bis zum Vorwurf aus der Scene: »Den find ich elitär«. Stattdessen, denkfaul aber guten Willens, hört man lieber Wader, BAP und bots. Das klatscht so schön.

Franz Josef Degenhardt: Die Abholzung Roman, Bertelsmann Verlag, 320 Seiten, DM 36,-

Junge Paare auf Bänken. Franz Josef Degenhardt singt Georges Brassens, Polydor 829 112-1

Konkret 07/86, S. 50

Corinne Schelbert

Die Wandlung des Sam Shepard
Amerikanische Narben auf der Seele

Er hat den Hollywood-Rummel verachtet, das Image eines Außenseiters gepflegt. Nun ist der 43jährige einstige Theater-Avantgardist Sam Shepard zum Kinostar geworden. Hat ihn das vormals attackierte System vereinnahmt oder war es Kalkül eines versteckten Nostalgikers, der sich nur zu gern zum amerikanischen Patrioten stilisieren ließ? In »Fool for Love,« gibt er eine Neu-Version des Cowboy: Der Westen hat ihn wieder.

»The Selling of Sam Shepard« betitelte unlängst die »Village Voice« eine Rezension des Films »Fool for Love«, dessen Drehbuchautor Shepard zugleich der Hauptdarsteller ist. Aus dem einstmaligen »existentialistischen Cowboy« ist bodenständiger Cowboy geworden, ein veritabler Farmer, dessen landwirtschaftliche Begeisterung mit Skepsis notiert wird. Ins Zwielicht geriet auch Shepards Ruf eines medialen Verweigerers, hatte er doch in seinen Bühnenstücken öfter den falschen Glanz des Kinobusiness attackiert und wiederholt behauptet, die Schauspielerei, dieses Metier »voller Prätentionen«, interessiere ihn überhaupt nicht. Mittlerweile hat er sieben Kinorollen hinter sich. Die werden ihn zwar kaum ins Pantheon der amerikanischen Mimen befördern, haben ihm aber doch die Aura eines wortkargen, leicht mokanten Skeptikers verschafft. Shepard scheint sich nach außen cool und stoisch einer Vermarktung zu widersetzen, aber - mitmachen tut er doch. Die Worte, die er in seinem Theaterstück »Angel City« dem Drehbuchautoren Rabbit, der vom »grünen Schleim« der Traumfabrik alsbald aufgesogen wird, in den Mund legte, kehren sich nun gegen ihn: »Und ich frage mich, wie kann ich immun bleiben? Wie meine Distanz zu einer derartigen Maschinerie wahren? Jetzt bin ich hier gelandet, in dieser Stadt des Südens. Ohne eine Ahnung von irgendwas zu haben, überzeuge ich sie mit geheimnisvollen Gesten, daß ich ihr Mann bin. Ich bin gierig nach Macht, ich darf es nur nicht zeigen.«

Vielleicht waren Shepards Anfänge bereits Imagebildung der raffinierten Art. Der gutaussehende Schriftsteller mit der lässigen Naturburschen-Attitüde, der Anfang der sechziger Jahre nach einem abgebrochenen Landwirtschaftsstudium von Kalifornien nach New York übersiedelte, sich dort alsbald in die Spät-Beatnik/Früh-Hippie-Szene integrierte, nur um kurze Zeit später einer der produktivsten Lieferanten für das Off-off-Broadwaytheater zu werden, pflegte früh den Ruf eines Anti-Intellektuellen. »Ich will kein Bühnenautor, ich will ein Rock'n Roll-Star sein«, ließ er 1971 motzig verlauten und hat diese Ambition, wenngleich in beschränktem Maße, auch durchgesetzt. Als Kellner im Jazzlokal »The Village Gate« und als Freund von Charlie Mingus jun. kam er mit Musikern in Kontakt. Dann war er Drummer bei den »Holy Modal Rounders«, die dank »Easy Rider« zu kurzlebiger Berühmtheit gelangten, er begleitete Bob Dylan 1974 auf seiner Tour mit der »Rolling Thunder Revue« mit der Absicht, ein Filmdrehbuch über die Geschehnisse während der Tournee zu schreiben. Ein Plan, der zwar nicht zustande kam, aber ihm immerhin einen Part in Dylans »Renaldo & Clara« eintrug.

Shepard war ein typisches Kind der blühenden Widerstandskultur der »Vietnamkriegsgeneration«, die nicht so sehr mit politischen Taten denn mit fröhlicher Verweigerung und bunten Aktivitäten die Szene revolutionierten. Nach der großen Leere im Theater der späten 50er Jahre schossen die Experimentierbühnen in den Metropolen wie Pilze aus dem Boden. Jack Gelbers Bühnendokument »The Connection« über den Fixeralltag von Jazzmusikern, die grenzüberschreitenden Proteststücke des »Living Theatre« sowie avantgardistische Performances auf Kleinbühnen wie »Circle in the Square«, »The Phoenix Theatre«, »La Mama« und John Papps »Public Theatre« brachen das in psychoanalytischen Showdowns erstarrte amerikanische Konversationstheater auf. Shepard, der mit einem Dutzend origineller, zumeist im Rock- und Undergroundmilieu angesiedelter und deren Jargon geschickt integrierenden Einakter debütierte, wurde bald zu einem der profiliertesten Exponenten des Alternativtheaters.

Doch ein verkorkster Schreiberling wollte der frühvollendete Autor nicht sein. »Ich begann zu schreiben, weil ich nichts anderes zu tun hatte«, bekannte er als Twen, »und so schrieb ich, um mich vor dem Absacken zu bewahren.« Absacken, das hieß »going off the deep end« und »deep end«, das waren die Drogen, von Heroin bis Benzedrin, integraler Bestandteil der Subkultur. Und immer brachte Shepard auch die latente Abneigung des Countryboys für Bildungskultur zum Ausdruck. Emphatisch meinte er einmal: »Bücher, Filme, Theater und Kunst, das alles fliegt zum Fenster hinaus, hat keine Chance gegen die 'Who', die 'Velvet Underground', gegen Janis und Jimi«.

Der Außenseiter als Vertreter des Mainstream. Mit dem Ruf des existentialistischen Stürmer und Dränger, der sich nur widerwillig in den Großstadtdschungel begibt, auf dem Motorrad häufig das Weite sucht und lieber mit den Kumpels trunkene Nächte »on the road« verbringt als an Intello-Parties Dry Martinis bechert, paßt Shepard im Grunde ideal ins Bild des renitenten amerikanischen Helden, der die Sehnsucht nach dem einfachen Leben, wie gebrochen auch immer, unablässig zum Ausdruck bringt. In Shepards Rebellentum, welches bei den damaligen Vertretern des Anti-Establishments trotz Kriegsgegenerschaft und Studentenrevolten ohnehin merkwürdig diffus und apolitisch blieb und sich in einem generellen Mißtrauen vor dem »System« erschöpfte, steckt noch der Hemingwaysche Männlichkeitswahn der Beat-

Generation, dem auch eine Patti Smith, einstige Gefährtin Shepards, im Gedicht »9 Random Years« huldigte, als sie Shepard, den unangepaßten Städter und »Renegaten mit schlechten Gewohnheiten« bejubelte.

Ende der 70er Jahre brachte es der »Renegat mit den schlechten Gewohnheiten«, der in zwei Jahrzehnten mehr als vierzig Theaterstücke geschrieben und zehnmal die Bühnenauszeichnung »Obie Award« kassiert hatte, endlich zum respektablen Pulitzer-Preis für sein Stück »Buried Child«. Ein Stück, in dem eine desperate Bauernfamilie zwar noch anarchisch mit Maiskolben um sich wirft, in welchem aber die Sehnsucht nach den guten alten Werten jeder ironischen Note entbehrt. Im nachhinein ist Shepards Entwicklung vom Avantgardisten zum Traditionalisten, der endlich auch nahtlos in die Ideologie der Neo-Konservativen einverleibt werden konnte, unschwer festzustellen. Sie begann Mitte der 70er Jahre mit den sogenannten »family plays« wie »Burried Child« (Vergrabenes Kind), »Curse of the Starving Class« (Fluch der hungernden Klasse) und »True West« (Goldener Westen), in denen zwar der Bankrott der traditionellen Kleinfamilie postuliert und der mangelnde Zusammenhalt beklagt werden, wo aber Versöhnlichkeit klar aufscheint. Bei diesen Geschichten kleiner Leute kam Shepards Nostalgie für das »Hinterland« offen zum Ausdruck, etwa dann, wenn in »True West« der erfolgreiche Hollywood-Drehbuchautor seinen ungehobelten, abenteuerlich lebenden Bruder förmlich auf den Knien bittet, ihn zu einem Pfadfinderexkurs in die Wüste mitzunehmen. Oder wenn in »Curse of the Starving Class« der Vater nach einem heißen Bad, einem Rundgang durch die verlotterte Farm plus einem herzhaften Bauernfrühstück sich wie gereinigt und bereit zu neuen Taten fühlt. Beim nochmaligen Lesen, zehn Jahre danach, wirken Shepards Familienzerrüttungstableaux, insbesondere nach seiner Rückkehr in die heile Welt, doch ziemlich unecht, wird sein vormals cooles Lamento über den Ausverkauf des Grundeigentums und das Verschwinden der bäuerlichen Kultur unversehens sentimental.

Mit dem Pulitzer-Preis kam der nationale Ruhm. Es ist nicht das erstemal in den USA, daß ein Autor mit den höchsten Ehren gewürdigt wird, nachdem er seine kreativste, innovativste Zeit hinter sich hat. »Fool for Love«, 1982 entstanden, besiegelt endgültig Shepards Rückkehr zu einem Theater, das keine Bilder und Visionen mehr entwirft, keine Ideen mehr transportiert, sondern nur noch gefühlig und dialogreich Zustände und Stimmungen reflektiert. Die enragierten Dialoge zweier hoffnungslos Liebender, die sich in einem Motel in der Mojave-Wüste den emotionalen Endkampf liefern und in ihrer neurotischen, inzestuös belasteten Verklammerung penibel an die Selbstzerfleischungsrituale von Tennessee Williams' Südstaaten-Dramen erinnern, sind bei aller Wirksamkeit altertümelnd. Und die Leidenschaft ist bloß Behauptung, die Shepard mit allerlei Kunstgriffen und Bekenner-Monologen verzweifelt zu animieren versucht. Regisseur Robert Altmann, der in seinen zwei letzten Filmen »Come Back to the Five & Dime, Jimmy Dean« und »Secret Honor« Bühnenwerke in wahrhaftes Kino umgesetzt hatte, zerdehnt diesmal die Dramatik, schwelgt in blubbernden Suadas. Bei dieser verunglückten Filmversion wird Shepards Drama nicht mehr nach der ursprünglichen Bühnen-Anweisung »unbarmherzig, ohne Pause vorangetrieben«, sondern in viele pittoreske Einzelauftritte aufgesplittet. Und Shepard selbst, der ewige Akteur wider Willen, spielt die Hauptrolle, gibt den täppischen, kreuzbraven Eddie, der mit Ross und Trailer über tausend Meilen zu seiner Geliebten angefahren kommt. Shepard spielt so ausdruckslos wie in all seinen früheren Parts, das heißt, er spielt gar nicht, er übt sich in vornehmer Zurückhaltung. Immer in Angst, sich etwas zu vergeben, als wollte er denen zuvorkommen, die Shepard, den Schauspieler, doch noch ernst nehmen möchten.

Starverdächtig wurde Shepard erstmals vor wenigen Jahren in Phil Kauffmans Astronauten-Groteske »The Right Stuff« (Der Stoff, aus dem die Helden sind) mit dem Part des Testpiloten Chuck Yeager. Die Rolle des legendären Abenteurers der Lüfte, der in den 50er Jahren die verlockenden Angebote der NASA ausschlug und es vorzog, in der Wüste seine einsamen Rekorde aufzustellen denn als fliegendes Versuchskaninchen im All Weltruhm zu erlangen, war Shepard auf den Leib geschrieben. Hier vermischten sich Understatement und Mannhaftigkeit zu einem aufpolierten amerikanischen Mythos. Shepard, der Rebell in eigener Sache mit dem neuentdeckten Geschmack für das Freizeitabenteuer, war genau der Richtige dafür. Der Erfolg gab den Machern recht, der Darsteller wider Willen hatte eine kluge Wahl getroffen.

So spielt Shepard, der mit dem Studiosystem als Darsteller wesentlich bessere Erfahrungen denn als Drehbuchautor gemacht hatte (die verunglückte Zusammenarbeit mit Antonioni für »Zabriskie Point« ist eines der dunklen Kapitel in seiner Hollywood-Karriere) unverdrossen weiter. Als nächstes kamen Rollen in »Frances« und »Country« an der Seite seiner Freundin Jessica Lange, Rollen, die er nach eigenen Aussagen nur ihr »zuliebe« annahm. Der Liebesdienst ist zumindest in »Country« zu einem Bärendienst verkommen: Wenngleich Shepard hier gezielt an seinem ländlichen Image arbeitete, entbehrte sein Auftritt als verschuldeter, dem Trunk verfallener Kleinbauer nicht der Komik, wenn er etwa seine Angetraute inmitten der Bauerntölpel mit urbaner Eleganz und Zurückhaltung, Anzug, Stil Ralph Lauren, über den Tanzboden schiebt. Die »Farmer-Filme« läuteten in Hollywood die neokonservative Blubo-Phase mit dem Betroffenen-Touch ein, und hier bot sich Shepard als idealer Repräsentant an, macht er doch sogar Skeptikern die Bodenhaltungsideologie schmackhaft. Und es traf sich gut, daß er mit Jessica Lange just zu dieser Zeit eine Farm bei Santa Fe bezog, wo er seinem vielbeschworenen Pioniergeist des Westens mit Pferdezucht, Rodeoreiten und Polospiel ausgiebig frönen kann.

Shepard, in den USA inzwischen zum »Matinee-Idol der denkenden Frau« befördert, steckt voller Widersprüche, die auf den zweiten Blick allerdings keine mehr sind, decken sich seine Ideale doch mit dem amerikanischen Zeitgeist, der den

Isolationismus und Provinzialismus wiederum zur Tugend promoviert hat. Shepard ist Vollblutamerikaner, wie er immer wieder betont, er gehört dorthin mit ganzem Herzen. »Ich habe amerikanische Narben auf meiner Seele«, sagte er einmal nach zwei Jahren »Exil« in England, bis ihn das Heimweh zurücktrieb. »Je weiter man sich von seinem Land entfernt, desto stärker wirkt das Erbe nach. Man kann ihm nicht entfliehen, man kann einfach nicht.«

Für die Amerikaner ist der einstige Rebell und Avantgardist einer der ihren geworden, »one true American«. Nun kommt ihm auch seine Haltung gegenüber Frauen zugute, die damals für einen »Radikalen« von merkwürdig pastoralen, hinterwäldlerischen Vorstellungen geprägt war und heute perfekt in die reaktionäre Ära des Postfeminismus paßt. Die Frauen in Shepards Stücken waren immer bloß passive Figuren, Freundinnen, Gattinnen, Gefährtinnen, Mütter und Sekretärinnen, die, wenn überhaupt, mit Einsamkeit, Menstruation und Entfremdung kämpften, während es den Männern überlassen war, gegen das System anzurennen. Shepard, der am Drehbuch zu Wenders »Paris-Texas« mitwirkte, ist dort verantwortlich für die platten Kitschdialoge im letzten Drittel, als wir hinnehmen sollten, die schöne Nastassja Kinski sei unsterblich verliebt in den vergammelten, vermurksten Harry Dean Stanton, eine Liebe, die sie notabene in die Prostitution treibt. Und in »Fool for Love« ist es wieder der erstaunlich uncharismatische Harry Dean Stanton, den zwei Frauen gleichzeitig, lebenslang, ewig lieben. »Sie öffnete mir ihr Herz, immer wieder? Wie konnte ich mich entziehen, da sie mich so sehr liebte?«, fragt der alte Mann in »Fool for Love«, bevor Harry Dean Stanton II, wie zuvor Harry Dean Stanton 1, sich wieder aus dem Staub macht und mannhaft, in bester John Wayne-Manier, in die Wildnis entschwindet. (»Er war einsam, aber schneller«, Otto)

Der einstige Mythenbilder ist drauf und dran, selber ein banaler Mythos zu werden. Shepards Image macht einen unangestrengten Eindruck, aber er hat hart daran gearbeitet. Er hat den amerikanischen Traum in seinen Werken auseinandergenommen, doch nie so gänzlich demontiert, als daß er sich nicht wieder zusammensetzen ließe. Nun ist er für Shepard und Millionen seiner Landsgenossen wieder intakt. Welche alten Werte er auch immer hinterfragte, er hat sie für sich hinübergerettet. Die mystische Vision vom Menschen allein in der immensen Weite des Westens, in einem Theaterstück dem paranoiden Milliardär Howard Hughes zugeschrieben, ist seine eigene geworden. Shepard ist zurückgekehrt zu den Wurzeln. Amerika weiß es ihm zu danken.

Konkret 07/86, S. 54

Karena Niehoff

Stoff hamma; Mut hamma. Wut hamma? Aber hund san mir eben nicht genug. Und fesch san mir dafür etwas zuviel.

Im Bayerischen Residenztheater zu München wurde Lion Feuchtwangers »Erfolg« uraufgeführt. Totentänze? Eiertänze? Walzer linksherum? Rechtsrum?

Eine Woche vor der Premiere der letzten großen Kunst- und Politikanstrengung des Bayerischen Staatsschauspiels unter der zu Ende gehenden Aegide Frank Baumbauers war sich dessen Dramaturg und in diesem Fall auch Autor Thomas Petz noch ganz sicher, daß sich an diesem Abend oder danach »etwas tun werde«;Abwehrreaktionen, vielleicht gar Skandal. Da vibrierte viel heimliche Hoffnung mit.

Dabei hätte Petz eigentlich am besten wissen müssen, daß da kaum etwas zu »befürchten« war. Zwar war ihm Kultusminister Maier blindlings schon vor der Premiere im »Münchner Merkur« mit einem Wutausbruch gegen das »heruntergekommene Staatsschauspiel« und seine »neuen politischen Manipulationen« zu Diensten und bewies damit nur, daß er sich der Rolle, die ihm und seinesgleichen in dem Schaustück, das er noch gar nicht kannte, eher vage zugedacht war, überdeutlich annäherte, doch danach - wen wundert's? - ist offenbar nichts Ernstliches passiert. Denn das Schlimmste an obrigkeitlichen Zensurattacken, Disziplinierungsversuchen, Drohungen haben ja der widerborstige Intendant, der ohnehin gekündigte, und seine ebenso aufmüpfigen Mitarbeiter schon längst hinter sich.

Und ich war naiv genug gewesen, vor Beginn nach denen da oben Ausschau zu halten: Mußten die sich nicht, wenn auch noch so gesträubten Gefieders, ins beschmutzte Nest setzen?! Ich meine: Wegen der aus dem fernen Kalifornien gewiß streng und kritisch hinüber in die alte Heimat äugenden Witwe Feuchtwanger; wegen Wiedergutmachung und so. Aber: Unsinn natürlich. Schon wieder Bitburg vergessen; und Nesselwang; auch den nur mal spaßeshalber reiche Juden zum Totschlagen empfehlenden Bürgermeister von Dingsda; den, weniger gut gelaunt, die jüdischen Naziverfolgten der »Geldschneiderei« verdächtigenden Abgeordneten Fellner; vergessen auch den, der den Gnadenmantel seiner späten Geburt, unter dem so vieles wiedererstarkt-unvergessen Deutsches Platz und Schutz findet, beschwichtigend über jene »mißverstandenen« Parteifreunde breitete, die sich doch nur um die Imagepflege unserer jüdischen Mitbürger sorgen.

Wenn allerdings ein von den Nazis in die Emigration Gezwungener zwar Jude, aber außerdem auch noch Kommunist ist (war) - da hört sich denn doch alles auf; vor allem der lästige Zwang zum schlechten Gewissen: Kaum hatte man sich seinerzeit, 1958, ohnehin sehr gequält dazu durchgerungen, dem allmählich nicht mehr zu ignorierenden berühmten Sohn Bayerns seinen heimatschmähenden »Erfolg« nachzusehen und ihm den Bayerischen Literaturpreis zu verleihen - da erfrecht sich der Gekürte doch, den Sowjets zu ihrem 40. Geburtstag ein Glückwunschtelegramm zu schicken! Nun waren die Schwarzen, wie auch die meisten »Roten« leicht verlegen - die groteske Debatte hätte der Betroffene erfunden haben können - es ihrer »Selbstachtung« schuldig, sich zumindest vom »Menschen«, vom Politiker Feuchtwanger »energisch« zu distanzieren.

Dabei ist es irgendwie auch ungerecht: Immer nur auf die Bayern prügeln, bloß, weil die ihre Gemeinheiten mit Farbe, Fett, Fülle auch noch zu einem hinterfotzigen Fest der Syntax, der Expression aufzuschwemmen verstehen. In Wahrheit hat sich ja das übrige Deutschland, nicht zuletzt Preußen und Berlins SPD-regierte Reichsregierung mit ihrem sich selbst einen »Bluthund« nennenden Innenminister Noske, in jenen frühen Zwanzigern, nicht weniger knirschend rechts auf systemkritische Linke eingeschossen. Nur eben bürokratisch-spillerig »protestantischer« als das katholisch-barocke Bayern.

Soll ich, will ich nicht über einen Theaterabend berichten? Das tue ich, versuche, ihn so ernst zu nehmen, wie es sich seine Macher gewünscht hatten.

Allerdings sah man allzu umfassende Erwartungen bald enttäuscht: Mag die Darbietung, zumindest in den ersten beiden der rund sieben Stunden, das Gestern auch halbwegs prall zu packen bekommen, so wird doch dieses Vergangene kaum je zum Stoff, aus dem sich auch unsere Alpträume von heute ablesen ließen.

Das liegt auch daran, daß man sich nicht traute, Feuchtwangers dürren Plot gegen einen weniger fadenscheinigen auszutauschen. Der Autor hat sich da einen jungen Kunstschriftsteller und Museumsdirektor gebastelt, der, erotischer Libertin, in allen Salons zu Hause, unpolitisch-liberal, für sein Institut zwei von der Obrigkeit als blasphemisch oder obszön, jedenfalls als »ungesund«, »undeutsch« eingestufte Bilder ankauft. Der bullige, schweinsäugig schlaue Kultusminister Plaucher, bei Peter Pius Ire (und Hollmann!) nichts als die Bilderbuchkarikatur eines dinarisch-kurzhalsig rundköpfigen Alpenländlers (hinter dem sich immerhin der gemeingefährlich taktierende Hitler-Putsch-Ministerpräsident von Kahr verbirgt!) - der also will den ohnehin anrüchigen »Kulturzersetzer« kurzerhand mit der Dampfwalze bayerischer Kraft und Herrlichkeit aus dem Amt fegen. »Nein«, spricht Justizminister Dr. Klenk, der, intelligent, zynisch, scheinbar weltläufig, dezent hirschledern (und von Franz Boehm prachtvoll unverschämt, aasig, als ein Vernichter mit guten

Manieren gespielt), seinen plumpen Kollegen gründlich verachtet. »Nein«, wehrt er ab: »Wir sind nicht nur Ackergäule; München ist eine Kunststadt, eine freisinnige, versteht sich«. Da muß was »Eleganteres« her, zum Beispiel ein Meineid. Der läßt sich wie geölt hinbiegen. »Die Verteidigung darf nicht behindert, die Verurteilung muß gesichert sein«, schmunzelt der auf Karriere bedachte Vorsitzende in sich hinein.

Nicht, daß der bayerischen, der deutschen Justiz damals wie heute, solche und noch weit ärgere Rechtsbeugung wesensfremd wäre. Aber der alberne Fall Krüger ist für eine Dreyfußaffaire schlichtweg ungeeignet. Umso peinlicher die Wichtigtuerei mit der Feuchtwanger, besonders im letzten Drittel seines Romanes - da ist das Opfer längst eines (fast) natürlichen Todes im Kerker gestorben - auf einem den Freistaat förmlich stigmatisierenden Modellfall des Staatsverbrechens insistiert. Auf der Bühne hingegen hält man sich da einsichtig zurück. Dafür muß der Unglückliche, damit wir, ohnehin bald seiner überdrüssig, ihn nicht ganz aus den Augen verlieren, sich, sei es als gekränkter steinerner Gast, sei es als hohläugiger, stumm im Tanze sich wiegender Halbzombie, unter die frivole Schickeria mischen.

Denn für den Ur-Autor wie notgedrungen auch für seinen dramatisierenden Nachdichter Thomas Petz ist ja dieser Schmerzensmann nur ein überdimensionierter hohler Fetisch, an dem die heterogene, aber im Konsenus ihrer synthetischen (Inflations)-Räusche vereinte »Gesellschaft« sich ein bißchen die Schnäbel wetzen kann, im Grunde nur ein Vorwand; eine andere, lebendigere, indes auch nicht sonderlich anheimelnde Figur, das Mädchen Johanna, auch sie wieder nur eine Zuarbeiterin, für ihre Aufgabe als Katalysator halbwegs zu »motivieren«.

Denn sie war des Justizopfers Krüger maitresse du titre; ist nun, da es um seine Rettung geht, sein mutig kämpfend Weib: Kann sie noch etwas für ihn tun? Sie kann, vielleicht. Unter die eigentlich Mächtigen des Landes möge sie sich, Verbündete suchend, mischen. So rät resigniert der nicht ganz zufällig an dieser Sache gescheiterte Verteidiger Dr. Geyer: sozialdemokratischer Abgeordneter, verhasster Scharfdenker, unbestechlich, Rationalist und obendrein Jude - da kommt 'ne ganze Menge zusammen.

Oder: zwei junge Schläger überfallen Johanna, treten ihr, tänzelnd, stilisiert, die Beine auseinander, singen gar nicht boshaft: »Judenhur, geile Kuah; Malerschnalln, bist obigfalln«. Undsoweiter. Viele Verse. Musik: Wohl altes bayerisches Volksliedgut; nun rasch und resch und unverschämt sanft auf die »Judenhur« umgestimmt.

Oder auch so: Auf dem Hochsitz, in Barocksesseln, von livrierten Dienern mit Häppchen und Sekt gelabt, haben sich, einschließlich des still vergnügt zuschauenden Kardinals, bayerische Honoratioren zum Zielschießen eingefunden: Auf die als Pappkasperle vorübergleitenden Linken, die Köpfe der Räte-Republik: Eisner, Landauer, Mühsam, Toller. Und einen Haufen »Volk«. »Hund samma, gsund samma, fesch samma«, summen die Herrschaften leise. Sehr rhythmisch. Eine schwellende Sinnenlust in der Stimme, wenn's wieder einen abgeknallt haben. »Mut hamma, Blut hamma, Gwehr hamma, Ehr hamma«. 0, diese hundsföttische, diese erdig-trächtige Kette der Bayernsprache! Man stelle sich doch Vergleichbares in Berliner Schnauze vor: Wo blieb da das wütig Irrationale? Oder auf Sächsisch: Wo bliebe das Gefährliche, der Ernst?!

Das ist so die kleine Sammlung von Stacheln im drögen, allmählich immer wabbeliger werdenden Fleisch dieser politischen Musikrevue. Johanna, derweil auf PR-Tour für ihren Martin, hat schon mancherlei VIP's und noch mehr leere Trostworte abhaken können. Denn, wie das Leben so spielt, fängt ein gütig kultivierter Schwabinger Playboy mit besten Verbindungen gleich Feuer; und nun gibt's kein Halten mehr: Schwebt da doch schon ein regelrechter Prinz, Bayerischer Kronprinz sogar wie eh und je, mit seiner republikanischer Umstände halber an einen reichen Bürgerlichen abgetretenen Ex-Geliebten, in ein königliches Spitzen-Sammetwams gekleidet, grübelnd über Land und Au, Bauer und Kuh; statt des Himmels wölbt sich über seinem alten Herrschaftsland allerdings ein in der Mitte verdächtig gespaltener Riesenballon. Doch sein Volk spürt - da ist sich der königliche Rentier ganz sicher - daß es sich »für die Demokratie nicht eignet«. Drum.

Übrigens unterrichtet uns nicht Petz, aber Feuchtwanger, daß dieser »Maximilian«, in Wahrheit Ruprecht, Führer des präfaschistischen bayerischen Stahlhelm war.

Als ob de schwebst. Nun schon ein paar Stunden. Und im Leeren. Oder auch klebst. Denn mit Maximilian sind wir schon - nach »Die Bewohner der Hochebene« - in den zweiten Teil, dem »Fasching der Faschisten« vorgedrungen und stecken, genau wie Johanna, eigentlich längst fest in der morastigen Spielwiese der beauty people, die sich derzeit gerade im eben mondän gewordenen Garmisch befindet. Feuchtwanger hat, sehen wir von den erwähnten dramaturgischen Tricks, seinen oft schwer erträglichen Verstößen gegen die künstlerische, die sprachliche Ökonomie, einmal ab, insgesamt eine aufregende, unerhört dichte Zusammenschau des bayerischen »Geweses«, dieses bizarren alpenländischen »Gemensch« geschaffen; Gemensch, das er übrigens, am Ende doch ein ironisch Liebender, gar unter »Naturschutz« gesetzt zu sehen wünschte. Petz hat sich aus diesem weitschweifig verzipfelten Geflecht zunächst recht findig und brauchbar, ein neues, natürlich weit engeres Strickmuster zusammengewurstelt, läßt dann aber die Maschen einfach fallen.

Schließlich versteht man, ohne den 800 Seiten-Roman im Kopf, überhaupt nichts mehr, grad', wo's politisch brisant wird: Hatte sich nicht eben erst, auf hohem Roß, der Klenk als neuer Ministerpräsident vorgestellt? Wieso sitzt nun plötzlich der

von ihm hochmütig gefrozzelte Herr Plaucher auf seinem Posten? Und der Valentin-Hierl ist nun der Hierl-Kutzner, dieser wiederum der Hitler. Aber wie kann denn der drollig geifernde Zwerg so urplötzlich aus dem Nichts, gleich Bayern und dann auch noch Berlin erobern wollen?! Und dieser angeblich so saublöde, jedenfalls aber rechtsextreme Plaucher - ist der nicht eben noch der Kutzer-Hitler-Mitverschwörer gewesen, hat sich feilschend mit ihm über den Tag aller Tage, den seines November-Putsches, geeinigt? Und nun mit einem Mal, ohne Übergang, macht der Plaucher, Franz - warum denn nur! »peng, peng« auf den Arglosen, diesen Hitler, der allerdings eisern stehen bleibt, von der Vorsehung, das immerhin ist hinlänglich bekannt, schon damals nachdrücklich geschützt. Doch wo ansonsten des Theaters und der Logik Mächte so sinnlos walten, schaut selbst der Führer alsbald nur noch verdutzt aus der Wäsche.

Die Zuschauer nicht minder. Sogar der Schriftsteller Trüvelin, in dem man, mehr oder minder, Feuchtwanger selbst zu sehen hat, kann diesmal zur Entwirrung nichts beitragen. Dabei hat er uns, sich selbst und seine geliebte Johanna doch als außenseiterischer Cicerone, stets mit überlegenem Durchblick und mit einem respektlosen Kommentar auf der Lippe, durch das Dickicht dieses bockig sich selbst genügenden Geweses geführt. Und da er von Nikolaus Paryla gespielt wird, ist er ein leicht verzappelter Wiener Intellektueller, dessen verlegen knarriger Charme widerstandsfähig genug ist, den Wiener Schmäh abzuwehren. »Deutschland wird dunkel«, sinnt Herr Trüvelin und zieht Johanna mit sich, ins Licht.

Feuchtwangers 1930 erschienener Roman mit seiner Voraussicht, Einsicht um einige Jahre weiter - und gerade insofern zu harmlos, falsch oder eigentlich gar nicht zu Ende gedacht: Die bleiche Mutter Deutschland hat inzwischen ihre Braunhemden und Judensterne eingepackt - und hört dennoch nicht auf, fürchterlich zu sein...

Ich hätte da auf der Bühne einen anderen Tanz, eine aktuellere Spielart unseres Valse diabolique sehen mögen. Bin kein Choreograph, kann nur unordentliche, nur willkürlich gewählte Schritte vorschlagen; decken das riesige Feld nie und nimmer ab, markieren es aber vielleicht. Plage mich ohnehin längst mit dem immer noch muskelverkrampfenden Eiertanz auf der FDGO, was ja wirkliches Können erfordert: Wo doch die FD, die Freiheitlich-Demokratische, fürs linke Spielbein längst zum heißen Eisen, wenn nicht zu Blech geworden ist, während auf dem strammen »0«, der bis in die letzte Pore gesicherten Ordnung, auch Alte-Werte-Ordnung, außer der gehorsamen Mehrheit des Volkes mitsamt seiner Führung auch etwa das bayerische Fernsehen und das ZDF, christliche Schulbehörden und Vertriebenenverbände und, dies vor allem, unsere Justiz drohend das rechte Standbein schwingt. Neuerdings stehen ja auch die versöhnten Traditionsverbände der SS (Marke: Leibstandarte Adolf Hitler) nicht mehr abseits, seitdem man sie besonders im Allgäu so pfleglich behandelt, FJS sich um so Kleinkram wie deren Treffen in seinem Kronland nicht kümmern mag und man ihnen jetzt auch in Bonn steuerbegünstigende Gemeinnützigkeit zugestanden hat, die man dafür den Verfolgtenverbänden des Naziregimes - kommunistische Unterwanderung? - schon früher entzogen hat.

Das wäre ja schon ein ganz üppiger Danse macabre. Aber der Auftakt wäre doch Adenauer zuzugestehen: Seinen Verrenkungen einerseits für den Balztanz um »seine lieben, tief im Deutschtum verankerten Juden«, die sich nun aber, bitte schön, auch nicht lästig machen sollten mit Forderungen auf KZ-Prozesse, Säuberung der Beamtenschaft und so; andererseits die Streicheleinheiten mit in Unschuld gewaschener rechter Hand für seinen Freund und Staatssekretär Globke, Chefdenker der Nürnberger Rassengesetze, der doch aber die Halbjuden schonen, sie wirklich nur steriliseren lassen wollte. Der Mann hat's ja gar nicht so leicht gehabt, damals, mit solchen softigen Vorschlägen. Mal so gesehen. Der erste Bundeskanzler: Der gäbe ja schon Stoff für'nen eigenen Einakter.

Der Bayerische Innenminister Hillermeier, wie er darüber grübelt, ob nach dem Gasangriff aufs eigene, plötzlich aufmüpfige Volk, bei dem ja auch eigene Polizisten mit geätzt wurden, nicht doch der Schießbefehl die sauberere Lösung wäre, könnte, weil vielleicht mehr innerlich monologisierend, womöglich nicht bühnengerecht sein. Umso mehr die Gerichtsszene mit den bayerischen Polizisten, die einem Bürger, weil ihnen irgendwie sein Gefress nicht gefallen hat, die Hoden zerschlugen: Freispruch. Er hatte sich gewehrt. Dafür wurde der zum Krüppel Gewordene wegen Widerstand bestraft.

Oder auch mal ein Schwank so recht aus dem Leben ihres Schulalltages für unsere Jugend: Der Koblenzer Studiendirektor Koch, Lehrer für Griechisch und Ethik (!!), ließ in diesem Fach seine Schüler wissen, daß an der Judenvernichtung nichts Wahres sei; daß Zigeuner »kulturloses Pack« seien; die Grünen »Lügner und Verbrecher«, gegen die er gern eigenhändig »ein Erschießungskommando anführen würde«!! Der Mann, auf Bewährung (!) verurteilt, wurde mitnichten aus dem Dienst gejagt: Weiter so!

Oder so: In Westberlin wird einer dem KZ entronnenen Jüdin die Entschädigungsrente gestrichen, weil sie, die Unbotmäßige, auf antisemitische Rabauken losgegangen, Plakate abgerissen, sich also strafbar gemacht hatte. Juden beißen also immer noch deutsche Schäferhunde.

Wenn aber dieses Scenario zu bescheiden, zu wenig wirkungsträchtig erscheinen sollte, kann ich gleich noch ein weiteres Angebot unterbreiten: Die Qualgeschichte jener 20 jüdischen Kinder, die, jahrelang von SS-Ärzten als Versuchsobjekte malträtiert, von diesen dann im April 45 auf Befehl Obersturmführers Strippel am Hamburger Bullenhausener Damm

gehängt wurden. Eine Geschichte, die dann nach guter deutscher Art und ganz im Sinne unseres freiheitlichen Rechtsstaates so weiter geht: Einer der ärztlichen Schinder, ein Dr. Klein, durfte unbehelligt noch Jahrzehnte - als Lehrstuhlinhaber für Gerichtliche Medizin in Heidelberg - deutsche Studenten in seinem Geiste ausbilden. SS-Mann Strippel hingegen durfte 1967 mit 120 000 DM Entschädigung für erlittene Untersuchungshaft unbestraft nach Hause geh Derzeit rückt die Staatsanwaltschaft, gezwungenermaßen, unlustig, mal wieder die Akte hin und wieder zurück. Ein Internationales Tribunal, das jetzt die haarsträubende Behandlung dieses Falles untersuchte, glaubt entdeckt zu haben, daß das in der Bundesrepublik allgemein so gehandhabt wurde: Deutsche Staatsanwälte verschleppen Nazimord-Prozesse um Jahrzehnte, begünstigen die Mörder; Richter verurteilen sie nur zögernd und milde. Und das läge wohl am Staat, am hiesigen Klima.

Das könnte ein ausdrucksstarkes Exempel werden: Die Überschaubarkeit seiner dramatis personae mit diesen Ärzten, die immer ein Scherzwort dabei hatten, wenn sie den Kleinen Tuberkelbazillen in die eigens aufgerissenen Wunden rieben; fleißig wohl noch in der leeren Hamburger Schule, in der sie dann, die Engländer ante portas, eilends nach zwanzig Balken suchten; konnten ja ruhig leichte sein für die Knochenleiber. Kein Meer von Plagen diesmal; alles handlich in nuce; darzustellen als tableaux vivantes, in dem auch noch ein Mächtiger Platz hat, für den kein Zweifel besteht, daß der Staat, schon weil er Staat ist, gerechter sei als die Gerechtigkeit; und ein anderer, der traumlos schläft; und ein dritter, der, treu und herzig das Auge, sein Schatzkästchen, lüftet, daß die deutsche Seele, daß Deutschlands Ewiges daraus, endlich, wir wissen es, wieder erkraftet, quillt und quillt. Bin ich nun doch weit ab vom Gegenstand gelandet? Nur scheinbar. Sind alles Vorschläge zur Ungüte. Fingerzeige, was möglich gewesen wäre bei weniger Halbherzigkeit. Der Roman, die Bühnenfassung wären ein hochgeeignetes Material, die Kontinuität des deutschen Charakters, der deutschen Geschichte gegen den sämigen Strich der Offiziellen nachzuzeichnen. Aber das Klima unserer Tage, zum Schneiden dick und nicht erst seit heute, dringt nicht durch die allzu feinen Ritzen, die man ihm - vermeintlich - im Residenz-Theater offen gehalten hat.

Stoff hamma; Mut hamma. Wut hamma? Aber hund san mir eben nicht genug. Und fesch san mir dafür etwas zuviel.

Konkret 07/86, S. 58

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

HIER SPRICHT DER KONSTRUKTIVE ANTIKOMMUNIST

Jetzt haben sie auch in Rußland zugunsten gesungen. In Gottes Großzügigkeit strapazierenden Kostümen und mit Frisuren, für die sein Sohn gewiß nicht am Kreuze gestorben ist, sind sie in der Hauptstadt rock- und rollend über die Bühne getobt, und der von der UNO mittlerweile diplomatisch anerkannte Variete-Nebel hat um die Verstärker gewabert, daß's a Show war. Im Kreiskrankenhaus Kiew sind die von den Strahlen Verfaulenden aber an den Agit-Pop-Tropf gehängt worden, weil sie sollen nicht in Ruhe sterben dürfen, sondern es muß ihnen zum guten Ende schon noch bissi solidarischer russischer Rock und Roll in die Ohren geblasen werden. Der Erlös von dem Tschernobyl-Konzert betrug, wie man den westlichen Nachrichtenagenturen steckte, nach Abzug der Stromkosten für das Konzert *über* zehntausend Kilowatt und kommt den Heizlüftern der Angehörigen voll zugute.

HALLO, ANDY GUHA!

Drei Jahre warst du atomkriegskrank

Jetzt schreibst du wieder, Gott sei Dank!

Als im zwoten Bildungsweg auf feige Sau Studierter hab ich mich in den Iden von Mutlangen nicht getraut, deinem Harmageddon-Rührstück »Das Ende« die verbrecherischste Inhumanität in Sachen wegen Atomkrieg nachzuweisen und vorzuwerfen: Die süße kleine Unwahrheit. Es ist nämlich so, daß die dito in the Fulda-Gap involvierte liberale hessische Mittelschicht beim großen »Aus is, gemma!« womöglich ihr Testament macht, weil, man weiß ja nie, und sicher ist sicher. Und denkbar ist, daß der intellektuelle Fachwerkbau und der alternative Vogelsberg schnell noch ein Ursachen-Plenum ausrichten, ja, mit aller allergrößter Wahrscheinlichkeit beißt man sich ein letztes Mal in des Lebensgefährten Geschlecht fest... Aber, Andy Guha, man legt doch nicht ein zum Umstand passendes Stück Mozart oder so auf, wie es im Buche vom »Ende«, steht, Andy, das doch nun gewiß nicht. Da lacht sich ja der Boandlkramer, wie man bei uns in Bayern den großen Abholer nennt, tot. Ich bin froh, daß du in deinem neuen Buche wieder bei die Leut bist. Es heißt »Die Versicherungsfalle« und du beschreibst da, wie die Assekuranzgötter sich ihre Verkehrsunfallopfer schmecken lassen. »Niemand ist vor einem Unfall gefeit, jeder Mensch kann verunglücken. Das Damoklesschwert schwebt« über jedem von uns«, schreibst du. Und: »Ein schwerer Unfall ist eine persönliche Katastrophe, die einen Menschen unerwartet heimsucht und ihn aus der Lebensbahn wirft. Das Dasein verändert sich von einer Sekunde auf die andere.«

Was für anständige Sachbuchsätze gegenüber dem Plutoniumporno. Ich wette, Andy, daß in der »Versicherungsfalle« nicht eine Silbe Kriegs-GAU vorkommt, aber wieso auch, wo doch die eine Sach die eine und die andre Sach die andre ist und es ja nicht umsonst den Sachzwang beim Sachbuch gibt, gell, und nun lassen eben nicht die Militärs, sondern das entschädigungsgeizige Versicherungskapital das »Damoklesschwert« über »jedem von uns schweben«. Oder tut's runterfallen und wir Bein ab und arm dran?

BUNDESPOSTMINISTERIUM, PRESSESTELLE, MAL HERHÖREN!

n stecke ich um 13.30 Uhr MEZ einen Brief in den Schlitz des Kastens Beim Schlump/Kielortallee. Der Kerl hat einen roten Punkt und wird um 13.45 Uhr geleert. Der Brief geht an Ernst Volland, Künstler in Westberlin, Deidesheimer Straße 29. Volland wird vierzig heute, am 3. Mai. Ich schreibe ihm also ein wunderschönes Kampfgedicht und füge eine Kunstfotografie meinerseits bei. Heute, 16 Uhr, rufe ich Volland an und hoffe ein Aah und Ooh etc. zu hören, meines Geschenkes wegen. Was sagt Volland mir? Kein Brief gekommen, Tomayer. Und nun mal folgendes, Jungs. Ob Schilling schwarz ist oder ein üblicher deutscher Batteriereaktionär, mir scheißegal. Ob ihr, während bei uns die Feldmaus ausstirbt, Restdeutschland verkabelt, damit wir aus Amerika Mickymaus über Sattellitt oder wie oder was etcetera pp... Mir alles scheißegal, was ihr da für Kinderkram baut. Aber könnt ihr Arschlöcher mal dafür sorgen, daß ein am Vortag 13.45 Uhr Leerzeit in Hamburg ausgegebener Brief den Postkunden in Westberlin am nächsten Tag auch erreicht? Und bildet euch bloß nicht ein, daß ihr meiner »Arschlöcher« wegen entrüstet sein könnt, hockt euch lieber auf den Arsch und laßt keine Thurn- und Taxis-Sitten einreißen im SDI-Zeitalter. Es ist zum Kotzen, Jungs.

Konkret 07/86, S. 61

Manuel Vázquez Montalbán

Der Vorkrieg

Vor 50 Jahren putschte General Franco gegen die spanische Republik. Der darauf folgende Bürgerkrieg wurde zur exemplarischen Auseinandersetzung für das ganze Jahrhundert. Die Erschütterungen sind noch heute zu spüren. - Ein Essay über das nach-franquistische Spanien von Manuel Vázquez Montalbán und Fotos aus dem Bürgerkrieg von Hans Namuth und Georg Reisner

1936 gewann die Volksfront in Spanien die allgemeinen Wahlen, und wenige Monate danach kam es zu einem Militärputsch. Als Antwort darauf griff das Volk zu den Waffen, und es brach ein Bürgerkrieg aus, der ebensoviel oder noch mehr als der Zweite Weltkrieg an historischer Literatur hervorgebracht und der Weltliteratur hinzugefügt hat. Wir Spanier, die wir unmittelbar nach dem Bürgerkrieg geboren wurden, sind mit dem Komplex aufgewachsen, daß jener Krieg für uns die letzte Gelegenheit war, auf der ersten Seite der New York Times zu erscheinen, und daß unsere Zukunft immer bestimmt sein werde von den Folgen einer kriegerischen Auseinandersetzung, an der wir nicht teilgenommen hatten. Wir haben sozusagen mit der Muttermilch ein dramatisches Gefühl für geschichtliche Ereignisse eingesogen, das wir heute, in diesem Jahr 1986, beim fünfzigsten Jahrestag des Kriegsausbruchs im Bilde der neuen spanischen Gesellschaft wiederzuerkennen suchen. Aber für die jüngeren Generationen ist der Bürgerkrieg etwas so Fernes wie der Boxeraufstand oder der Burenkrieg; den älteren dagegen bringt er das Trauma der Mitverantwortlichkeit und der Angst zurück. Unsere eigene Generation teilt sich in diejenigen, für die Geschichte ein Erkenntnisinstrument der heutigen Wirklichkeit ist, und jene anderen, die historisches Bewußtsein im Namen von Pragmatismus, politischem Realismus und der Notwendigkeit, unbelastet von der Vergangenheit auf den Zug ins 21. Jahrhundert zu springen, zu den Akten gelegt haben.

Die unheilige Allianz von Ignoranten, Verschreckten und Pragmatikern verspricht ein etwas lahmes und eher am Rande dargebotenes Geburtstagsständchen zu bringen. Auf der Suche nach dem glücklichen oder unglücklichen, jedenfalls aber falschen Schlußpunkt wird man auf den stets ungerechten »mittleren« Lösungsweg verfallen, demzufolge es in einem Bürgerkrieg weder Sieger noch Besiegte gibt. Der politische Übergang vom Franquismus zur Demokratie selber implizierte eine stillschweigende Übereinkunft zwischen der Rechten und der Linken in Bezug auf geschichtliche Abstinenz, und zwar nicht nur was ihre unterschiedliche Erinnerung an den Krieg, sondern auch was ihre divergierenden Erfahrungen in der Nachkriegszeit angeht.

Vor gut einem Jahr beschwerte sich der Führer der Opposition, Manuel Fraga Iribarne, beim Chef der sozialistischen Regierung, weil das spanische Fernsehen auf seine Vergangenheit als repressiver franquistischer Minister hingewiesen hatte (Fraga war Propaganda- und Innenminister), und der sozialistische Regierungschef gab ihm recht: sie verständigten sich darauf, die Geschichte aus dem Gedächtnis zu verlieren und jegliche Komplizenschaft mit dem Franquismus unter den Teppich zu kehren. Im April fand in Valencia ein Kongreß statt, mit dem des fünfzigsten Jahrestages der Ausrufung der Stadt zur Hauptstadt der Republik während der Belagerung Madrids durch Francos Truppen gedacht werden sollte. Die autonome valencianische Regionalregierung bat den Dichter und Maler Rafael Alberti um ein Gedächtnisplakat, und der Künstler schickte seinen Entwurf, der auf den drei Farben der republikanischen Fahne basierte: rot, gelb und violett. Die sozialistische Regierung von Valencia bekam es mit der Angst zu tun angesichts der Aussicht, die Farben der republikanischen Fahne aus der Versenkung zu holen und sie den Farben der Flagge einer Monarchie gegenüberzustellen, die als Schutzschirm gegen Staatsstreiche fungiert; der Plakatentwurf blieb ungedruckt. Fünfzig Jahre danach verursacht die Fahne der Republik den Regierenden immer noch eine Gänsehaut, auch wenn es sich jetzt um eine sozialistische Regierung handelt.

Gleichwohl scheint das Thema Bürgerkrieg niemand mehr vom Hocker zu reißen und man betrachtet es als Forschungsgegenstand für Historiker, die ihrerseits drei grundverschiedene Auffassungen von Geschichte vertreten:

· die nationaltraditionalistische, die den Bürgerkrieg als Folge eines jahrhundertealten Gegensatzes zwischen den »beiden Spanien« deutet - dem humanistischen und dem gegenreformatorischen Spanien, dem der Aufklärung und dem des Traditionalismus, dem national-katholischen und dem liberal-marxistischen;

· die marxistische Geschichtsauffassung, die den Bürgerkrieg als einen Höhepunkt des Klassenkampfes auf nationaler wie auf internationaler Ebene versteht; und

· die episch-deskriptive Auffassung, welche zu einer Darstellung des Bürgerkriegs im Stile einer Hollywood-Superproduktion in Cinemascope und in den schönsten Farben der Columbia Broadcasting tendiert, und der wir sogar schon den ersten humoristischen Film zum Thema verdanken: »La Vaquilla«, von Luis Garcia Berlanga. Vor dreißig Jahren schon lieferte ein im Bürgerkrieg besiegter Humorist, Gila, eine humoristische Version der kriegerischen Auseinandersetzung in sehr ähnlichem Stil wie »La Vaquilla«, jedoch ohne klar zu sagen, daß er sich auf den Bürgerkrieg bezog. Gila sagte: » ... da wir und, auch unser Feind in jenem Krieg sehr arm waren, teilten wir uns dasselbe

Bombenflugzeug. Montags, mittwochs und freitags bombardierten wir; dienstags, donnerstags und samstags die anderen. Sonntags machten wir halbe-halbe bei der Miete für einen Stier und einen Torero.«

Trotz der methodologischen Distanzhaltung der Historiker mit ihren mehr oder weniger guten Absichten, trotz der Streifzüge ins Humoristische und der überlegenen coolness, die die jungen Technokraten in der Regierung nach außen zeigen, hat der Bürgerkrieg seinen nachhaltigen Einfluß auf das politische Geschehen in Spanien noch nicht verloren, weil bestimmte gesellschaftliche Bereiche weiterhin geprägt sind von Folgen und Ausgang des Krieges und von der Legitimität der Sieger. Die Armee ist nach wie vor eine durch jenen Sieg legitimierte Armee, die weder Offiziere der besiegten Seite in ihre Reihen aufgenommen hat, noch diejenigen antifranquistischen Militärs unter sich duldet, die in den siebziger Jahren nach der Gründung der UMD (Verband demokratischer Soldaten) ausgestoßen worden waren. Die von den Siegern in Krieg und Nachkriegszeit durchgeführten Säuberungsaktionen hat wirtschaftliche und soziale Machtstrukturen hinterlassen ohne jeden Makel freiheitlich-demokratischer Erbsünde, mit dem Taufwasser des Siegers versehen und obendrein ohne erkennbaren wunden Punkt, wie Siegfried oder Achilles ihn hatten. Auch König Juan Carlos verdankt seine Stellung einer doppelten Legitimation: als Erbe einer Dynastie und als direkter Erbe Francos; und wenn es darum geht, Staatsstreiche abzuwenden, ist dem König die franquistische Legitimation hilfreicher als die dynastische oder die demokratische.

In den letzten Jahren seiner Herrschaft pflegte Franco oft zu wiederholen, Spaniens politische Zukunft sei » ... doppelt und dreifach abgesichert.« Dies hat sich nicht als völlig richtig erwiesen, insofern die Machtstrukturen auch Veränderungen erfahren haben, an die Franco nicht im Traum gedacht hätte. Richtig ist aber, und nachweisbar, daß die Sieger des Bürgerkrieges weiterhin grundlegende Machtfaktoren in der Hand haben, auch wenn sie formal an Macht eingebüßt haben. Wichtige Teile des Staatsapparates sind noch immer wie zu Francos Zeiten strukturiert, und die Sozialisten bewegen sich darin wie Untermieter im Gebäude des Staates. Jede Regierung ist im Grunde Untermieter des Staatsgebäudes und hat nur begrenzte Möglichkeiten zu Veränderungen an der Architektonik des Gebäudes; aber im Falle Spaniens bewahrt dieses Staatsgebäude unangetastet ganze Zimmerfluchten, die nach den striktesten Regeln der Francoherrschaft oder ihrer Erben konstruiert, dekoriert und bewohnt werden. Daher kann man sehr wohl zu dem Schluß kommen, daß der Bürgerkrieg auch aus heutiger Sicht noch doppelt und dreifach von jenen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Kräften gewonnen wurde, die den Militärputsch von 1936 unterstützten.

Über dieser unberührbaren Landschaft, die die Sieger gemalt haben, zirkuliert eine auf Übereinkunft bedachte Weisheit, welche die Dinge zu entschärfen und den Massen die Vorstellung einzutrichtern versucht, daß es sich um einen »irrationalen« Kampf gehandelt habe; ein Erklärungsmuster, das diejenigen in beiden politischen Lagern, die Gründe hatten, diesen Krieg zu führen, anfänglich gleichermaßen irritiert.. Aber den Bürgerkrieg zu etwas »Irrationalem« umzudeuten ist vor allem ein reaktionäres Unterfangen, das wie ein Torpedo unter die Wasserlinie der linken Moral zielt, jener Linken, die vier Jahrzehnte der politischen Unterdrückung dank dem Sinn für die Vernünftigkeit ihres Kampfes überlebt hat: die Verteidigung der verfassungsmäßigen Ordnung und des historischen Bewußtseins, der arbeitenden Klassen gegen eine Koalition aus traditioneller und faschistischer Reaktion. Opfer und Henker gleichermaßen ins Unrecht setzen heißt, das Opfer zweimal töten und den Henker nur einmal.

Fünfzig Jahre nach dem Beginn jener historischen Niederlage der fortschrittlichen Kräfte in Spanien wäre es selbstmörderisch, Geschichte in einer »light-Version« anzubieten und das Ereignis mit einem Glas kalorienarmer Cola oder alkoholfreiem Wein zu feiern. Gerade die Geschichte hat gezeigt, daß jener Bürgerkrieg eine brutale Bremsung der sozialen Dynamik des spanischen Volkes war mit dem Ziel, die Kräfteverhältnisse wieder zurechtzurücken und der Rechten die Initiative zurückzugeben, die ihr an den Wahlurnen genommen worden war. Und die Fähigkeit des Volkes, auf den Militärputsch zu antworten, verlegte die Initiative der Linken auf die Straße und lieferte damit ein gefährliches Beispiel für die westlichen Demokratien, welche die Folgen eines Sieges der Volksfront mehr fürchteten als die eines Sieges der nazistisch-faschistischen Front.

Ich verstehe durchaus, daß in unserer Zeit der Postmoderne die Art von Sprache, die ich oben verwendet habe, als begriffliche Grobschlächtigkeit erscheinen kann. Aber ich bin der Meinung, daß es nur wenige fast unumstößliche Wahrheiten gibt, und daß sie fast alle sehr elementarer Natur sind. Zum Beispiel muß man bei einer Schießerei zwischen Zivilisten und Militärs immer auf der Seite der Zivilisten stehen, und in dem ungleichen Verhältnis zwischen Opfer und Henker hat das Opfer immer Recht, was es auch verbrochen haben mag.

(Übersetzung: Hofmann/Meyer-Minnemann)

Manuel Vázquez Montalbán lebt als Kolumnist verschiedener Zeitschriften in Barcelona. Von seinen sechs bisher erschienenen Romanen sind vier übersetzt, zuletzt: »Corvalho und der Mord im Zentralkomitee« (Rowohlt-thriller 2717

Konkret 07/86, S. 68

Hermann Peter Piwitt

Der ideelle Gesamtantisemit

Glaubt man Henryk M. Broder, hat nun auch die Linke zu einer Leidenschaft zurückgefunden, die alle Deutschen eint: dem Judenhaß. Eine Widerrede von Hermann P. Piwitt

Ein dubioses Buch. Aber während ich das schreibe, bin ich mir selbst nicht geheuer. Broder durchforscht mehr als zwei Jahrtausende abendländischer und kleinasiatischer Geschichte; und hätte er sich in seinem totalen Antisemitismus-Verdacht auf das Beweisbare beschränkt, seine Ausbeute wäre entsetzlich. Aber weil er Zitate bedenkenlos zurechtstutzt oder konträr zu ihrem Sinn deutet, weil er seine Untersuchungsobjekte immer wieder in doublebind-Situationen verstrickt (Antisemit ist, wer Juden intelligent, Antisemit, wer auch nur einen dumm findet, und wer gar nichts an ihnen findet, ist eh einer), weil es wimmelt, schließlich, bei ihm von Analogieschlüssen nach dem bekannten Muster: A. hat lange Ohren und ist ein Esel. B. hat lange Ohren. Also ist auch B. einer. So ist am Ende doch nicht viel mehr herausgekommen als schnaubendes Wissenschaftsfeuilleton.

Wieso aber 'Mir selbst nicht geheuer?' Ganz einfach: Ich frage mich, ob ich - der ich bei Broder in der Gesellschaft von Kant, Marx, Augstein, Alice Schwarzer, Jean Geriet, Hermann L. Gremliza und Erich Fried als Antisemit figuriere - ob ich ihn, in publizistischen Händeln mit ihm, als nichtjüdischer Deutscher in seinen Gefühlen verletzt haben könnte. Konkret: Kann man als deutscher Protestant zu einem deutschen Juden sagen, daß er zum Beispiel selbstverliebt argumentiere oder auf eine bestimmte Art Mann sei? Ich meine, ja. Kann man aber auch - wie das bei Katholiken, Pfarrerstöchtern, Indianern selbstverständlich wäre - die Vermutung äußern, daß bestimmte Eigenschaften auch etwas mit einer bestimmten Sozialisation - in diesem Fall von Juden - zu tun haben könnten? Ich meine, auch ja. Vorausgesetzt jedenfalls, daß man in 'rassischen' religiösen oder nationalen Fragestellungen einen relevanten Problemgehalt ohnehin nicht mehr erkennen kann angesichts der reellen internationalen Herausforderungen durch Armut, Hunger, Massenarbeitslosigkeit, Ausbeutung und drohender radioaktiver Verseuchung in aller Welt.

Leider sind sie damit nicht vom Tisch, die Mißverständnisse, deretwegen eine bestimmte jüngere linke Intelligenz bei uns sich in letzter Zeit immer wieder - und nicht nur von Broder - den Vorwurf des 'linken Antisemitismus' eingefangen hat. Sie hat gelernt, nur noch in Klassen zu fühlen und zu denken. Jener Arbeiter bei Brecht ist ihr Mann, der auf die Frage vor Gericht, ob er nach der katholischen, evangelischen (oder jüdischen, d.V.) Eidesformel schwören wolle, antwortet: Ich bin arbeitslos. Für sie ist Nationalismus - soweit er nicht Befreiungsstrategie ist - eine endgültig abgelegte Sache. Und sie wünscht sich insgeheim, daß Juden - welcher Nation sie immer sind - das anerkennen und ihre Empfindlichkeit wenigstens ihr gegenüber ablegen; daß man gemeinsam weiterkämpfe in den großen internationalistischen und weltbürgerlichen Traditionen eines Heine und eines Marx, eines Trotzki und einer Rosa Luxemburg, ist ihr Ideal.

Was aber tun sie stattdessen, diese 'unbegreiflichen Juden'? Sie halten - jedenfalls in der Mehrheit - sich an das, was sie sich selbst gerade erst erkämpft haben: Nation, Nationalbewußtsein. Denn was für unsereins eine bis zum Ekel erlebte und entsprechend disqualifizierte Sache ist, ist für sie, nach zweitausend Jahren Verfolgung und Heimatlosigkeit, beileibe die Rettung. Dasselbe gilt für den Zionismus: Er ist nationale Befreiungsstrategie, wie immer angloamerikanisches Weltmachtstreben sich mittlerweile außenpolitisch seiner bedienen mag; und einfach haarsträubend dumm, ihn - wie das unter westdeutschen 'Linken' zeitweilig passiert ist - im Interesse eines militanten Islam als 'rassistisch' zu verurteilen.

»Es gibt heute keinen Antisemitismus, der nicht auf irgendeine Weise die Brücke zu Israel schlagen würde, keinen 'autonomen Judenhaß', der nicht mit dem Judenstaat zu tun hätte«, schreibt Broder auf Seite 14; und den Rezensenten, der das Palästinenser-Gehudel politischer Freunde immer fragwürdig fand, könnte das freuen: denn unverhofft sieht er sich damit vorn im Buch freigesprochen von der Anklage, die Broder weiter hinten gegen ihn erhebt. Freilich, so plausibel ist Broders Feststellung, daß Israel- und Judenfeindlichkeit siamesische Zwillinge seien, auch wieder nicht: denn den Bürger, den erst der Anblick siegreicher israelischer Panzerverbände mit den 'Judde' versöhnt hat, gibt es auch. Und es ist die Frage, wo mehr Antisemitismus am Werk ist: bei denen, die Israel großartig finden, weil es sie davon befreit hat, mit den Juden weiter zusammenleben zu müssen, oder bei denen, die blödsinnigerweise 'Auschwitz' schreien angesichts israelischer Militäraktionen im Libanon. Bei jenen ist Antisemitismus allenfalls fein raus. Bei diesen sehe ich ihn gar nicht erst am Werk, wohl aber die Enttäuschung über die vermeintliche, philosemitische Gewißheit, daß Juden kraft ihres Martyriums ein gewissermaßen für immer geadeltes Volk seien, das Böses von Haus aus nicht tun kann. Daß sie nun doch schuldig geworden sind im Moment, wo sie als Nation in die Geschichte eintraten? Na und?

Daß auch Juden Menschen sind, das zu lernen mag die 'Kulturleistung' der schweigenden Mehrheit seit Kriegsende gewesen sein. Daß Juden auch nur Menschen sind und nicht ewig unberührbare und übermenschliche Lichtgestalten fürs deutsche Selbstmitleid, sollte - um einer zukünftigen Freundlichkeit willen - auch linkem Idealismus endlich dämmern. Ich fürchte allerdings, Broder paßt auch das nicht...

In einem offenen Brief von 1976, der seinerzeit erst nach Schluß der Debatte an die Öffentlichkeit kam (Konkret 1/86), hat Fassbinder in einer materialistischen Erkenntnisleistung, die ich ihm nicht zugetraut hätte, die Rolle des jüdischen Spekulanten in seinem Stück »Die Stadt, der Müll und der Tod« erklärt. »Die Stadt«, schreibt er »läßt die vermeintliche Drecksarbeit von einem, und das ist besonders infam, tabuisierten Judentun... und die Juden sind seit 1945 in Deutschland tabuisiert.« Dazu Michael Schneider im selben Heft: Der Instrumentalisierung der Juden (als 'böses raffendes Kapital') zum Vorteil des 'arischen Schaffenden' während der Nazizeit entspricht die Instrumentalisierung von jüdischen Kaufleuten in Frankfurt, in deren Schutz Bauherren und Politiker sich ihren gigantomanischen Traum von der Metropole erfüllten. Natürlich kommentiert auch Broder den 'Fall Fassbinder'. Es geht um einen »unsympathischen (?) reichen Juden«, stellt er fest; und Aha! da weiß er doch gleich Bescheid. - Daß sich Machtkartelle, unter Hitler ebenso wie heute, der Juden bedient haben, einmal, indem sie die Volkswut auf sie umlenkten, ein andermal, um vor eventuell drohender Volkswut hinter tabuisierten in Deckung gehen zu können, paßt Broder nicht in sein Schema vom Antisemitismus als einer Gefühlssache. Stattdessen treibt er - gewiß ohne Absicht - jene, die sich für die Rechte jüdischer Bürger (sollten sie wieder einmal in Gefahr sein) als erste schlagen würden, Leitartiklern von Wirtschaftskreisen zu, die früher von jüdischer Sklavenarbeit profitiert haben. Und die sind - in klassischer Projektion - nur allzugern bereit, am politischen Gegner festzumachen, was ihnen an sich selbst unheimlich ist: Faschismus, Antisemitismus. So rückt im gutbürgerlichen Bewußtsein an die Stelle des 'bolschewistischen Juden' langsam aber stetig die des 'kommunistischen Antisemiten.

Daß Links - auch was den Antisemitismus angeht - gleich Rechts sei, will Broder wahrhaben, egal welcher Tricks er sich dazu bedienen muß. »Daß Antisemitismus im 'kapitalistischen' Holland ein Fliegendreck ist gegen den im 'sozialistischen' Polen«, schreibt er, baut mit Anführungsstrichen der Unterstellung vor, er hielte Polen - die national-katholische Republik auf der Grundlage bäuerlichen Privateigentums - für ein sozialistisches Land und hat doch gleichzeitig dafür gesorgt, daß am Sozialismus was hängenbleibt. Warum es in der DDR keinen Antisemitismus gäbe, fragte kürzlich im Fernsehen Historiker Diwald. Gibt es ihn wirklich nicht? Und wenn (oder wenn nicht): Warum interessiert sich Broder, da er doch mit Recht gerade auf Deutsche ein Auge hat, für diese Deutschen so gar nicht?

Gnade vor seinen Augen haben am Ende nur wenige gefunden. Lenin zum Beispiel. Auf Grund welcher Gnadenwahl er das Glück hatte, kein Antisemit zu sein, erfahren wir allerdings nicht. Oder der Graf Coudenhove-Kalergi, »Herr auf Schloß Ronsperg in Böhmen... Christliches Pflichtgefühl, adlige Gelassenheit, großbürgerliche Bildung ... « Sollte es das sein, was uns fehlt?

Um einen Vorteil davon zu haben, daß Menschen andere Menschen, zum Beispiel Juden, hassen, muß man, denke ich, die Macht haben, sie dazu zu bringen, sich einen Vorteil davon zu versprechen. Von diesen Vorteilen, von den verdeckten politisch-ökonomischen Triebkräften, die im Lauf der Geschichte Antisemitismus immer wieder weckten und auf Trab brachten, liest man bei Broder wenig, zu wenig. Stattdessen eine Fülle von Material, um ein angeblich ubiquitäres Gefühl nachzuweisen, gewissermaßen als Erbsünde des Abendlands. Nur, dieser Nachweis geschieht selbst wieder mehr oder minder 'nach Gefühl'. So ist das Buch zwar schön böse und sein Aufregungswert gewiß groß, aber sein Erkenntniswert gering. Zorn und Eifer haben Broder den 'Ewigen Juden' mit dem 'Ewigen Antisemiten' kontern lassen, eine Wahnidee mit einer andern. Aber wer als nichtjüdischer Deutscher wissenschaftliche Gediegenheit und Redlichkeit in der Beweisführung mit Recht bei ihm vermißt, der sollte sich auch fragen, wie denn sein Revanchefoul ausgefallen wäre, gesetzt, Juden hätten sechs Millionen unschuldige Deutsche umgebracht!

Henryk M. Broder: Der ewige Antisemit. Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls, Fischer Taschenbuch 3806, 288 Seiten, DM 9,80

Konkret 07/86, S. 70

Michael Scharang

□ Mir fällt zu Hitler nichts ein□

Kerl Kraus, der Besserwisser, sprachlos, als es einmal wirklich darauf ankam? Der erste Satz der □ Walpurgisnacht□ ist eine Falle, in die alle rachsüchtigen Kritiker gingen. Denn was Kraus in den folgenden tausend Sätzen zu sagen hatte, war mehr, als seine Landsleute noch heute wissen wollen

»Die dritte Walpurgisnacht« entstand 1933. Der Autor wollte nicht, daß dieses Buch erscheint. Drei Jahre später starb er. Das Buch ist zu seinen Lebzeiten nicht erschienen; und später - in den fünfziger Jahren - nur zum Schein. Wirkliche Verbreitung hat es bis heute nicht gefunden. Und es wird noch lange dauern, bis es ins Bewußtsein der Öffentlichkeit dringt, bis ein öffentliches Bewußtsein existiert, das dieses Buch ertragen kann.

Das Entsetzliche, das Karl Kraus insbesondere seinen Landsleuten antat: Er beschrieb das Naziregime als jene Schreckensherrschaft, die es tatsächlich war. Das Unverzeihliche: Er schrieb darüber bereits 1933. Das Unfaßbare: dem, was er damals schrieb, ist nichts hinzuzufügen; er hatte den verbrecherischen Charakter des Hitlerfaschismus von Anfang an völlig durchschaut. Die Dritte Walpurgisnacht ist ein literarisches Meisterwerk und zugleich beste politische Aufklärung. Vorausgesetzt, einer Gesellschaft wäre nach solcher Aufklärung zumute, sie würde nicht nur Einsicht in ihre verbrecherische Vergangenheit, sondern auch in ihre kriminelle Gegenwart erhalten.

1933, die Nazis ergreifen die Macht, Kraus greift zur Feder, aber nicht in gewohnter Weise. Die Situation ist absolut neu, alles hat sich zum Schlimmsten verändert. »Daß der Tod«, schreibt Kraus, »dem Schlagwort entbunden, die erste und letzte Wirklichkeit ist, die das politische Leben gewährt - wie würde dies Erlebnis schöpferisch?« Auch spricht er, selbstkritisch, »über das persönliche Erschlaffen bei Erweckung einer Nation und Aufrichtung einer Diktatur«. Und er fragt sich: » - könnte es den Sprachlosen ermuntern, der da gewahrt, wie die Welt aussieht, die sich beim Wort genommen hat?«

Faschismus ist die Welt, diesich beim Wort nimmt. Vor der wirklichen Machtergreifung hat die Machtergreifung sprachlich bereits stattgefunden, es ging nur mehr um die Umsetzung in die Praxis. Nur mehr? Immerhin war diese praktische Umsetzung aus auf Vernichtung, auf den Tod.

Vorher konnte der Satiriker Kraus den gefährlichen Schwachsinn, der geschrieben und geredet wurde, anprangern, in der Hoffnung, seine Worte würden eine Barrikade bilden auf dem Wegstück zwischen schändlicher Absicht und Schandtat.

Kraus hat einbekannt, von der Machtergreifung der Nazis überrascht worden zu sein. »Ich fühle mich wie vor den Kopf geschlagen«, so beschreibt er den Schock. Doch als er sich die Katastrophe näher ansieht, löst sich die Schreckensstarre, und er merkt, daß er keinen Grund hat, überrascht zu sein. Als die Nazis die Presse zensurieren, notiert Kraus: »Der Journalismus wäre, selbst wenn ihm eine kühne Entschlußkraft nicht die Titelwirkung geraubt, sondern in zehnfacher Größe erlaubt hätte, keiner Katastrophe gewachsen, denn er ist jeder verwandt.«

Bislang nahm der Satiriker die Welt beim Wort, nun, im Faschismus, besorgte sie das selbst. Die Bourgeoisie wollte nicht länger ihr Kapital unter Hohn und Spott mehren, sondern mit Würde und Anstand - ihrer Form von Würde und Anstand.

Seit Hitler ist die unsägliche Lächerlichkeit der herrschenden Klasse gekoppelt mit tödlichem Ernst. Wer diese bedrohliche Mischung bagatellisiert, verniedlicht den Faschismus. Damit man der Gauner, die das tun, gleich habhaft wird, hat Karl Kraus eine Falle in sein Buch eingebaut. Am Anfang des dreihundert Seiten starken Buches über das Naziregime steht ein Satz, der zu den berühmtesten und am meisten zitierten Kraus-Sätzen gehört: »Mir fällt zu Hitler nichts ein.« Es wird wenige Sätze geben, die so böswillig ihres Zusammenhangs beraubt und gegen ihren Autor verwendet wurden, wie dieser. Dabei sind jene, die den Zusammenhang kennen und ihn bewußt unterschlagen, in der Minderzahl. Die meisten kennen den Zusammenhang gar nicht.

Für sie ist der Satz ein Denkmal, das Kraus nicht sich, sondern ihnen gesetzt hat. Dankbar stehen sie davor: Sie brauchen Kraus gar nicht entlarven, er hat es selbst getan; er ist gar nicht der große Meister, der präpotente Besserwisser, der gnadenlose Rechthaber, er ist ein erbärmlicher Versager. Er mag sich in der Sprache besser ausgekannt haben als ein Analphabet, doch als es einmal wirklich drauf ankam, blieb ihm die Sprache weg; als die gesamte demokratische Welt aufheulte, blieb er stumm. Und das Todesurteil: Wer zu Hitler nichts zu sagen hat, hat im Grunde nichts zu sagen.

Kraus schrieb »Die Dritte Walpurgisnacht« durchaus nicht in der Absicht, sie nicht zu veröffentlichen. Erst nach Fertigstellung des Werks traf er diesen Entschluß, der ihm keineswegs leicht fiel - wie Freunde berichten, mit denen er ihn diskutierte. Heinrich Fischer erinnert sich an das folgende Argument: »Das Buch enthält unter anderem eine Darstellung der 'Mentalität' des Propagandaministers. Es kann geschehen, daß dieser, wenn er meine Sätze vor Augen bekommt, aus Wut fünfzig Juden von Königsberg in die Stehsärge eines Konzentrationslagers bringen läßt. Wie könnte ich das verantworten?«

Im Juli 1934 gibt Kraus ein Heft der »Fackel« heraus mit dem Titel »Warum die Fackel nicht erscheint«, in dem er auch auf »Die Dritte Walpurgisnacht« eingeht. Er habe sich in einer Lage befunden, »worin Verantwortung den schmerzlichen

Verzicht auf den literarischen Effekt geringer achtet als das tragische Opfer des ärmsten, anonym verschollenen Menschenlebens. Weder durch die Enttäuschung einer törichten Anhängerschaft noch durch die Schadensfreude der Lumperei« könne diese Lage »alteriert werden«.

Die Meinung über Karl Kraus hat sich bis heute nicht geändert; sie durfte sich nicht ändern. Denn der österreichischen Nachkriegsgesellschaft, die zu einem guten Teil aus alten Nazi- und Ständestaat-Faschisten bestand und besteht, konnte nichts lieber sein, als ein Autor, dem zu Hitler nichts einfiel. Das war der erste Versuch, Kraus einzugemeinden. Den zweiten, der auf dieser Linie lag, starteten ein paar sogenannte Kraus-Anhänger, die sich in der Zeit des Kalten Krieges in Österreich als die kältesten Kulturkrieger hervortaten. Wer sich damals als junger Mensch an den Augenschein hielt und nicht ans Werk (das nur in einer teuren Ausgabe vorlag), dem konnte Kraus gestohlen bleiben.

»Die Dritte Walpurgisnacht« ist ein Buch, das zu verdrängen heute noch vordringlich scheint. Es ist sein unbekanntestes und sein aktuellstes. Noch einmal: Kraus verfaßte es 1933 in Wien. Es kann die späteren Ereignisse nicht enthalten, und dennoch liest es sich, als hätte der Autor von allem gewußt. Und das in einer Gesellschaft, die von nichts gewußt haben will und in der man sich dabei vielsagend zuzwinkert? In der es ein beliebter Volkssport ist, sich an die Nazizeit nicht erinnern zu können - daher die große Beliebtheit unseres inzwischen weltbekannt gewordenen Präsidenten. Anderswo würde so einer wegen Gedächtnisschwund entmündigt, hier ist er Staatsoberhaupt.

Karl Kraus und die Mehrheit seiner Landsleute - man hat den Eindruck, sie können nicht im selben Land gelebt haben. Kraus dürfte auf dem Mond gesessen und von dort auf das Dritte Reich hinuntergeschaut haben. Von Österreich aus kann er nichts von Konzentrationslagern erfahren haben, 1933! Damals muß alles noch harmlos gewesen sein in Hitlers Land, überlegten doch etliche Geistesgrößen, im Land zu bleiben und abzuwarten; die neuen Machthaber würden sich ein wenig austoben, dann aber zur Sittsamkeit zurückkehren.

»Kulturfaktoren« nennt Kraus diese Größen. »Kulturfaktoren, die alles das, was sie nicht selbst betrifft, nicht zu ihrer Sache machen, um diese nicht zu gefährden; und die sich gegen das, was sie schon betroffen hat, in der Erwartung wehrlos halten, es werde doch wieder gut ausgehen«. Kraus deckt die Wurzeln solcher Fehleinschätzung auf: »... die Literatenforderung, daß die Vertreter des geistigen Deutschland gegen die Behandlung der Berufsgenossen protestieren, entstammt einer Überschätzung der Literatur in deren ethischen Belangen und der Unterschätzung eines Unheils, dessen Eingriff in den Büchermarkt doch den geringsten seiner Effekte bedeutet«. Wer, wie die »Kulturfaktoren«, nur auf die eigene Sache bedacht ist, kämpft ums angestammte Privileg auch dann noch, wenn es längst nicht mehr um den Vorteil, sondern ums Leben geht. Kraus war der »bürgerliche Geistbetrieb« immer zuwider, in dem Kultur sich parasitär von Kultur nährt und die Beziehung zur Wirklichkeit verloren hat. Noch die letzte Privatexistenz als Gewaltopfer stehe, so Kraus, dem Geist näher als alles ruinierte Geistesgeschäft.

Zu Recht beharrt er darauf, daß die kleinen Kultur-Ganoven und Journalisten-Gauner nicht besser sind, weil sie von den großen Nazi-Verbrechern überragt werden. So schreibt er über die Bücherverbrennung: »Die Art jedoch, wie die gerettete Literatur von der Panik profitierte; wie sie durch den Schaden der anderen klug ward; wie sie alles daransetzte, um in Unehren zu bestehen - das könnte den Instinkt der Vandalen, wäre er nicht so gottverlassen wie naturnah, auf den Verdacht bringen, daß er die falschen erwischt hat.« Unerträglich für die Nachwelt, ist auch die Unbarmherzigkeit, mit der Kraus die manchmal komplizierte, womöglich getarnte, immer aber unauflösliche Beziehung zwischen den kleinen Gaunern und den großen Verbrechern herausarbeitet: politisches Verbrechertum sei ohne Mitläufer nicht denkbar und umgekehrt bildeten die Mitläufer die Basis des großen Verbrechens.

Im Faschismus nimmt sich die Welt beim Wort. Wer aber lieferte es ihr? Und wer ergötzte sich am schändlichen Wort so lange, bis der Faschist es in die Schandtat umsetzte? Die Naziherrschaft, zeigt Kraus, ist nicht vom Himmel gefallen. Sie meldete auch ihre Ansprüche an Österreich an. Die Ereignisse jenseits der Grenze beobachten und sich im Land umschauen, wer sich den Anschlußgelüsten der deutschen und heimischen Nazis entgegenstellen würde, gehörte für Kraus zusammen. Potentiell war die Sozialdemokratie in Österreich die größte antifaschistische Kraft. Sein Verhältnis zu ihr beschrieb er so: »Ihre Sprache entlarvt sie und bekehrt den Freund ihres Wollens zum Feind ihres Seins. « 1933 wurde das österreichische Parlament von den Konservativen aufgelöst, die Sozialdemokratie dadurch lahmgelegt. Verboten wurde die Partei ein Jahr später, als nach der Niedermetzelung des Arbeiteraufstands im Februar 34 die Diktatur ausgerufen wurde. Verloren jedoch hatte die Sozialdemokratie schon Jahre zuvor, indem sie durch Tatenlosigkeit ihre Parolen zu Phrasen degradierte und dann mit den revolutionären Phrasen keinen Glauben mehr fand.

Karl Kraus nannte die Sozialdemokratie eine »staatlich konzessionierte Anstalt für Verbrauch revolutionärer Energien«. Vor dem Gerede der Parteiführer graute ihm. Es war schmerzlich zu beobachten, wie die österreichische Sozialdemokratie in der ersten Republik sich einer schwachen Bourgeoisie so lange anbiederte, bis sie von ihr abserviert wurde. Von dieser Sozialdemokratie wollte er einen entschiedenen Kampf gegen die Nazis nicht erhoffen. Deshalb setzte er auf die Konservativen, selbst dann noch, als die die Verfassung brachen die kämpfenden Arbeiter, von ihrer Führung im Stich gelassen, über den Haufen schossen, und ihrerseits in Österreich eine faschistische Diktatur errichteten.

Da ich mich für Biographien nicht interessiere, weiß ich nicht, woran Karl Kraus gestorben ist. Das hat den Vorteil, daß ich mir einbilden kann, er sei rechtzeitig gestorben, zwei Jahre vor dem »Anschluß«, um nicht erleben zu müssen, wie sehr er sich in den österreichischen Faschisten getäuscht hatte. Er hielt sie für eigennützige Patrioten, die das Land nicht an die blutrünstige deutsche Konkurrenz ausliefern würden. Einiges sprach für die Richtigkeit dieser Einschätzung. Die Nazi-Partei wurde in Österreich verboten, nach der Ermordung des Kanzlers Dollfuß durch die Nazis wurden die Illegalen sogar eine Zeitlang ernsthaft verfolgt, so daß Kraus der Meinung war, diese Ernsthaftigkeit der Regierung solle nicht durch Aktionen der verbotenen Linken gestört werden, die Polizei solle sich auf die Verfolgung der Nazis konzentrieren können.

Diese Hoffnung auf eine Rettung Osterreichs, der Kraus alle anderen politischen Überlegungen unterordnete, war leider eine Illusion. Die österreichischen Faschisten waren bis hinauf in die Regierung von Nazis durchsetzt. Doch abgesehen davon waren sie, auf sich allein gestellt, zu schwach für die Verteidigung des Landes. Als Hitler ein Ultimatum stellte, gab es nur zwei Möglichkeiten: die Kapitulation oder ein breites demokratisches Bündnis. Ein solches Bündnis wurde der Regierung angetragen, sie hätte nicht darum betteln müssen. Doch war auch den Austrofaschisten alles, was mit Demokratie zu tun hatte, immer schon ein Greuel. Zwar führten sie nichts lieber im Mund als das Wort Vaterland. Noch lieber aber lieferten sie das Vaterland aus. Den darauf folgenden österreichischen Originalbeitrag zur »Dritten Walpurgisnacht« hat Karl Kraus nicht mehr erleben müssen.

Konkret 07/86, S. 73

Michael Kunitzsch

Die Wiederkehr des Gleichgeschalteten

Über Gottfried Benn

»Was die Wendung der Zeit angeht,
so habe ich schon wiederholt meine
Untersuchungen darauf gerichtet, daß
die Zeit sich immer wendet.«
(Gottfried Benn)

Ein Kanzlerwort aus Dichtermund. So nahe liegen Geist und Macht jetzt beieinander, daß sie in sich zusammenfallen. Der Nihilist als Repräsentant der Ära Kohl-Rau - kann sich die Epoche schöner darstellen?

Da aber nichts so schnell vergeht wie die Zeit, kann selbst das Feuilleton kaum folgen. Noch wird zurechtgelegt: War der »größte Lyriker des 20. Jahrhunderts« (»Stern«) für die FAZ »schon historisch« geworden, »treten nun gewisse aktuelle Züge erst deutlich hervor.« Brav hintendrein die FR: »Es war immer wieder ein neuer, anderer Benn und doch der eine, unverwechselbare.« Big Benn - ganz oben?

Grass unten. Zerbröselt, ausgebrannt, durchgeschmolzen, auf dem Weg zu den Antipoden. Fall-out: am Ende gegen Null. Längst hatten seine Kritiker das Neinsagerlager geräumt, die Literaturaufarbeitungsanlagen Loccum und Tutzing waren abgeschaltet, und Unterschriftsteller konnte bald jeder literaturresistente Holzwirtschaftsstudent werden.

Weil die Verbesserung der Menschheit also nicht geklappt hat, wollen wir, Herr Sloterdijk, wenigstens Satzbau und Kalligraphie verbessern. Denn das ist noch die respektabelste Form intellektueller Verwahrlosung. Und schon der halbe Benn.

Die andere Hälfte ist auch schwer zu fassen, schweift in die Ferne, um über den naheliegenden Schwindel besser hinwegsehen zu können, läßt das Deluvium hinter sich und richtet sich ein im Quartär, dessen Fortwirken Benn für die deutsche Gegenwart nimmt. Von dort schickt der Dichter Sätze herüber, die schwere Bedeutungsfracht tragen und ins postmoderne Zeitalter passen wie der Atompilz ins Feucht-Biotop - Sätze für jeden: Für den Leistungsverweigerer (»Selbst über sich entscheiden, selber Ordnung in sich schaffen, selber für sich die Verantwortung übernehmen«) wie für den Sozialhilfeempfänger (>Wer Geld hat, wird gesund, wer Macht hat, schwört richtig, wer Gewalt hat, schafft das Recht«) für Tempo und Tango (»Erkenne die Lage, d.h. passe dich der Situation an, tarne dich, nur keine Überzeugungen; andererseits aber mache ruhig mit in Überzeugung, Weltanschauung, wenn es Institute und Kontore so erfordern«), Sätze für den Hausfreund (»Eine Frau ist etwas für eine Nacht. Und wenn es schön war, noch für die nächste«) wie für den Tierfreund (>Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch«), für den Seemann (»Ewig ruft das Meer«) und für die Landfrau (»Alles ist Ufer«).

Nur die Kunst-Kunst braucht keine Belehrung von Benn, sie weiß allein, wozu sie imstande ist. Botho Strauß etwa, der seine Verse auch von weither trägt: »Der Typ des Esoterikers ist heute schon der einzig wahrhaft Oppositionelle gegenüber der allesdurchdringenden, allesmäßigenden Öffentlichkeit. Gegen den totalen Medien-Verbund muß sich eine Geheimkultur der versprengten Zirkel und eingeweihten Minderheiten entwickeln. Kunst ist nicht für alle da.« An die Wand seiner Rosenkreutzer-Kapelle mochte er den Aufruf indes nicht kritzeln, es brauchte schon die »Zeit«. »Geschäft und Halluzination« - vereint in Benn.

Fürs letztere ist Fritze Raddatz zuständig, schürft bei der Anamnese tief in des Dichters »Doppelleben«, will auf das bekannte »Einerseits-Andererseits« hinaus - war Benn nun »Seher oder blinde Molluske?« - und geht ihm prompt auf den Schleim. Der Kriecher folgte bloß der eigenen Spur, die Augen auf zur rechten Zeit und »Hier« geschrien.

Der Opportunismus des Herrn Doktor brach sich mit einer Gradlinigkeit Bahn, wie man sie von einem dichtenden Stabsarzt erwarten konnte. Kein »Blackout« 1933, kein »Irrtum«, kein »Fehlverhalten«. Nur später - schriftlich - dann ein paar nützliche Korrekturen am Lebenslauf. Ein Stilist in eigener Sache. Nützlich zum Beispiel sein Bericht über seine Beteiligung an der Hinrichtung der englischen Krankenschwester Edith Cavell, die ihre Patienten während des Krieges partout nicht im Stich lassen wollte, ein Bericht, den Benn 1928 publizierte, - da hatte das Interesse für solche Sozialhygiene bereits die Kaffeehäuser erreicht. Nützlich auch die Legende über Benns »früheres Schreibverbot«. Geschrieben hat er während der ganzen Nazi-Jahre, veröffentlicht bis 1938. Dafür holte er sich bei Himmler einen Persilschein für seine »nationale Zuverlässigkeit« im Kampf gegen die bolschewistischen Schriftsteller »seit dem Jahre 1933 und auch schon früher«. Heinrich Mann, dem er noch zwei Jahre zuvor die Geburtstagsrede hielt, half er 1933 aus der

Akademie der Künste zu verjagen. Und von Nutzen war auch seine Tirade im Adenauer-Deutschland gegen das »Zoon politikon, diesen griechischen Mißgriff, diese Balkan-Idee«, - freilich nur für ihn selbst und sein Renommee als 'absoluter Künstler, die heimkehrenden Emigranten diskreditierte sie und behinderte zugleich die Auseinandersetzung der jungen »Kahlschlag«-Generation mit der eben erlebten Vergangenheit.

Bei allem Gerede von »Geschmacksbildung«, »Verfeinerung«, »Delicatesse der Kunstsinne« beharrte Benn auf den gröbsten Plattheiten des 19. Jahrhunderts. Ausgerechnet in den Visagen eines Hitlers und eines Hindenburgs wollte er »Werkzeuge der Vorsehung« sehen, das »Hervortreten eines neuen biologischen Typs« (»die Geschichte mutiert und ein Volk will sich züchten«). Noch 1950 berauschte er sich am neuen »triploiden Menschen, dem gezüchteten, mit 66 Chromosomen«.

Die Sprache für diese Mutante hat er uns gleich hinterlassen. Und die blondierten Bestien der Clip-Kanäle haben den Sound inzwischen aufgesaugt.

Aber muß sie deshalb gleich die Stimme der 80er Jahre werden? Nach den gräserbewispernden Naturversen der fünfziger, nach der faserreichen, rohköstlerischen Verantwortungsprosa der siebziger Jahre, nach den Literaturpostämtern mit »Dichtern zum Anfassen« ausgerechnet jetzt der Altherrentonfall Benns - hart, kühn, schnell, »fit und sec« für die finale Ekstase? Diese Ausschleimer-»Moral der Form«, die bedeutungshuberische Zusammenballung von Lexikon-Wörtern, die, so wie sie dastehen, »sinnlos, ziellos, bruchstückhaft«, schon sich selbst im Wege sind - alles so aufregend wie ein Pepsi-Test und auch von so hoher Wahrheit. Aber kommt es drauf an? Eben.

Werden sie ihn wenigstens kleinkriegen, den Riesen Benn? Wenn er sich nicht dauernd hinter einem Maulwurfshügel verschanzt.

Konkret 07/86, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Mögen andere sich in dem Glanz sonnen, den ein Autogramm der Bardot und eine Glückwunschkarte von Herbert Wehner spenden - ich bewahre an meinem Busen den Brief eines Mannes, dessen höchstes Streben auf die Erhaltung des Weltfriedens gerichtet ist und auf die Sicherheit, daß sein Name noch genannt werden wird, wenn es doch nicht klappt und die Namen der Sexbomben und Sozialdemokraten längst im heißen Strahlenwind verweht sind:

Sehr geehrte Damen und Herren, für Ihr Interesse an der Arbeit des Institutes bin ich Ihnen sehr verbunden. In der Anlage übersende ich Ihnen nunmehr das endgültige Programm unseres Symposions nebst weiterer Tagungsunterlagen...

Mit freundlichen Grüßen

Dieter S. Lutz

Aus dem Briefkopf geht hervor, daß »Dr. Dieter S. Lutz« der »Stv. Wiss. Dir.« des »Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg« ist. Mehr über seine Anlagen erfahren wir aus der Anlage. Auf der Innenseite der Tagungsmappe wird eine Buchreihe vorgestellt:

Militär, Rüstung Sicherheit

Herausgegeben von Dr. Dieter S. Lutz

Stellvertretender Wissenschaftlicher Direktor

des Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg

Es folgt die Aufzählung der einzelnen Werke:

Lutz, Dieter S. (Hrsg).: Die Rüstung der Sowjetunion - Rüstungsdynamik und bürokratische Strukturen

Lutz, Dieter S.: Nuklearrüstung im Ost- West-Konflikt

Lutz, Dieter S. (Hrsg.): Neutralität - Eine Alternative?

Atomkriegsfolgen - Mit einer Einleitung von Dieter S. Lutz

Graf von Baudissin, Wolf; Lutz, Dieter S. (Hrsg.): Kooperative Rüstungssteuerung

Graf von Baudissin, Wolf; Lutz, Dieter S. (Hrsg.): Konflikte, Krisen, Kriegsverhütung Lutz, Dieter S.: Sicherheitspolitik am Scheideweg

Lutz, Dieter S.: Seemacht und Friedenspolitik

Lutz, Dieter S. (Hrsg).: Vertrauensbildende Maßnahmen

Lutz, Dieter S.: Krieg und Frieden als Rechtsfragen im Parlamentarischen Rat 1948/49

Die ältere Ausgabe von »Krieg und Frieden« schnurrt vor diesem literarischen Lebenswerk zu einem Flugblatt zusammen, und man sieht, daß Krieg und Frieden heute ohne den stellvertretenden wissenschaftlichen Direktor Dr. Dieter S. Lutz einfach nicht mehr denkbar wären. Betreten wir nun das Innere der Anlage, so finden wir dort die »Hamburger Beiträge zur Friedensforschung und Sicherheitspolitik« mit dem Titel:

Dieter S. Lutz: Gemeinsame Sicherheit

und sieben Fußnoten, die auf die Werke des Autors Dieter S. Lutz hinweisen, und einer achten, die da lautet:

Obwohl Teil der Diskussion, gebe ich im folgenden aus verständlichen Gründen meine eigenen Schriften zum Thema nicht ausführlicher wieder - vgl. z.B. Lutz, Dieter S....

So bescheiden kann der wahrhaft Prominente sein. Nur die Nomos Verlagsgesellschaft, deren Prospekt beigelegt wurde, stellt das Licht des stellvertretenden wissenschaftlichen Direktors nicht unter den Scheffel:

Dieter S. Lutz (Hrsg.): Weder Wehrkunde noch Friedenserziehung?

Dieter S. Lutz (Hrsg.): Dilemma Sicherheit

Dieter S. Lutz: Towards a Methodology of Military Force Comparison

Dieter S. Lutz (Hrsg.): Kollektive Sicherheit in und für Europa - eine Alternative

Dieter S. Lutz (Hrsg).: Im Dienst für Frieden und Sicherheit - Festschrift für Wolf Graf Baudissin

Dr. Dieter S. Lutz ist 37 Jahre alt und man fragt sich doch, womit Goethe seine Jugend verbummelt hat. Jedenfalls nicht mit der »Vierteljahreszeitschrift für Sicherheit und Frieden«, die ebenfalls den Tagungsunterlagen beiliegt und vom Titelblatt verkündet:

Herausgeber: Dieter S. Lutz

Zum Inhalt sei nur so viel verraten, daß Dieter S. Lutz darin über »Gemeinsame Sicherheit - Das neue Konzept« geschrieben hat und die Nomos Verlagsgesellschaft noch einmal ihre Reihe

Militär, Rüstung, Sicherheit

Herausgegeben von Dr. Dieter s. Lutz

Stellvertretender Wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg

anzeigt - mit allen Titeln: von »Lutz, Dieter S.: Die Rüstung der Sowjetunion« bis »Lutz, Dieter S.: Im Dienst für Frieden und Sicherheit«. Damit keiner im Dunkeln tappt, gibt das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg sodann Auskunft über seine »Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen«:

Dieter S. Lutz, M.A., Dr. rer. soc., Stv. Wiss. Direktor/Themenschwerpunkte.- Gemeinsame Sicherheit - Kollektive Sicherheit - Rüstung - Rüstungskontrolle - Abrüstung - Strategische Verteidigungsinitiative

Es wird wohl der angeborenen Schüchternheit des stellvertretenden wissenschaftlichen Direktors Dr. rer. soc. M.A. Dieter S. Lutz zuzuschreiben sein, daß er bis dahin keinen Blick hinter sein »S.« gewährt hat -eine Scheu, die an die alternde Garbo erinnert. Doch ein Verehrer wie ich gibt die Hoffnung niemals auf. Vielleicht erfahre ich es ja aus der »Teilnehmer/innenliste« des »Symposions«. Was steht da?

Dr. Dieter S. Lutz, Stell. wiss. Direktor des IFSH

Wieder nichts. Aber da ist ja noch das Programm des »Symposion: Gemeinsame Sicherheit«:

13.30 Uhr Rechtliche Aspekte Gemeinsamer Sicherheit

Einführung: Dr. Dieter S. Lutz, IFSH

Es ist wohl nicht herauszukriegen, ob das »S.« nun für Salvator oder für Selters steht, und nichts wäre gemeiner, als einem so brutal vom grellen Rampenlicht der Weltöffentlichkeit Gedörrten das letzte intime Geheimnis zu rauben. Wenn man denn alles wüßte von seinem Idol - wovon sollte man noch träumen?

Der bayerische Innenminister Karl Hillermeier hat gesagt, seine Polizei könne nicht auf den Einsatz von Gas gegen Demonstranten verzichten, weil die »Chaoten« eine bestimmte Taktik hätten:

Sie greifen an und verschwinden dann wie die Fische im Wasser hinter Bäumen.

So hohl kann kein deutscher Polizeischädel sein, daß er nicht Metaphern verspritzt bis zur nassen Vergasung.

Hier kocht der Fritz Wirth:

Jene, die nun die Gefahr einer neuen Raketenschwemme an die Wand malen, sollten daran erinnert werden: Ein Atomkrieg wird - sieht man einmal von der Möglichkeit eines technischen Defekts ab - mit hoher Sicherheit nicht ausgelöst, weil es zu viele Nuklearwaffen in der Welt gibt. Ein Atomkrieg kann, wenn, dann«nur das Ergebnis von Krisen, Mißverständnissen, Kurzschlüssen oder Fehlkalkulationen sein,

und sowas kommt praktisch so gut wie nie vor, oder wenn, dann nur so selten, wie es Journalisten gelingt, Schwemmen an die Wand zu malen.

Wenn die »TAZ«, dieser feierlich zur Zeitung erklärte Druckfehler, die Überschrift bringt:

Phyrrussieg

zweifelt man noch. Wenn sie dann aber fortfährt:

Der am Wochenende errungene Sieg wird sich vor diesem Hintergrund schnell als Phyrrussieg erweisen

wird zur Gewißheit: Es war der Nachredakteur und nicht der Setzer, der den Plutarch ererbt von seinen Väter, um ihn zu lesen wie der letzte der Marokkaner.